

Goethes Wanderungen zum Gotthard

Autor(en): **Schnyder-Seidel, Barbara**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historisches Neujahrsblatt / Historischer Verein Uri**

Band (Jahr): **66-67 (1975-1976)**

PDF erstellt am: **31.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-405758>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Goethes Wanderungen zum Gotthard

1775 - 1779 - 1797

von Barbara Schnyder-Seidel

Vorwort

Nach dem Tode meines Mannes bin ich eines Tages aus der leeren Wohnung fort und ins Urnerland gefahren, nach Amsteg, dorthin, wo ich Kind gewesen bin.

Sechs Jahre haben wir dort gewohnt, auf dem Mühlemätteli; mein Vater hat als Ingenieur während der Elektrifizierung der Gotthardbahn die Staumauer am Pfaffensprung projektiert, er hatte mit deren Bau und jenem vom Kraftwerk Amsteg zu tun, mit Zu-, Um- und Durchlaufstollen, mit Wasserschlössern (das klang nach Märchen, wer wohnte darin).

Er ist mit Mama und uns Kindern an Sonntagen talauf und talaus gefahren, auf alten Wegen gewandert und auf Höhen gestiegen; wir haben auf Zwing-Uri Tell und Gessler gespielt.

Meine ersten Bilder von Erde und Himmel, die ersten Erlebnisse mit Menschen, Buchstaben, Geschichten und Sagen sind in dem Tal angesiedelt, was Wunder, wenn ich dort das Gefühl von Heimat behalten habe.

An dem Tag im vergangenen Jahr im Hotel STERN UND POST, im Gespräch mit dem Besitzer Peter A. Tresch und seiner Mutter über die Leute und Geschichten von einst, ist die Rede auch auf Goethes Wanderungen zum Gotthard gekommen, und dass er in dem Haus eingekehrt ist, mindestens dreimal.

Wieder zuhause, habe ich Goethes Aufzeichnungen und Briefe aus der Schweiz erneut gelesen, sachte ist der Plan gereift, seinen Spuren zu folgen, zu suchen, was noch zu sehen, wo noch zu gehen ist.

Dass ich vieles finden konnte, habe ich vor allem Herrn Landrat Ludwig Lussmann zu danken. Er, Präsident der Kommission für Natur- und Heimatschutz und Denkmalpflege des Kantons Uri

sowie kantonaler Mineralien-Aufseher, ist mit mir die Strecken gefahren, und er hat mit seinen aus Liebe zum Land erworbenen Kenntnissen von Weg und Steg, einst und jetzt, von Geschichte, Bauten, Leuten und alten Bräuchen, mit seinem Wissen um Gestein und Mineralien, immer wieder Antwort gewusst auf die Fragen, die sich in Goethes Aufzeichnungen stellten.

Zu danken habe ich auch Herrn Staatsarchivar Dr. Hans Stadler in Altdorf für seine Hilfe, sein Interesse an meiner Arbeit; Herrn Dr. Max Oechslin, a. Kantonsoberförster, für seine Informationen und allen, die mir bei meinem Suchen sonstwie geholfen haben.

Barbara Schnyder-Seidel

Zollikon, im März 1976

Literatur- und Quellennachweis

Bielmann Jürg: Die Lebensverhältnisse im Urnerland während des 18. und zu Beginn des 19. Jhdts. — Helbling und Lichtenhahn — Basel und Stuttgart 1972.

Härry A.: Die historische Entwicklung der schweiz. Verkehrswege — Frauenfeld 1901.

Kocher, Alois: Der alte St. Gotthardweg — Historisches Neujahrsblatt Uri 1949/50.

Hugelshofer, Walter: Felix Maria Diogg — Max Niederhans-Verlag, Zürich und Leipzig — 1941.

Kasthofer, Karl: Bemerkungen auf einer Alpenreise — Preisschrift. Aarau 1822.

Oechslis, Dr. Wilhelm: Quellenbuch zur Schweizergeschichte. Verlag von Schulthess & Co. 1901.

Scheuchzer, Joh. Jak.: Natur-Geschichte des Schweitzerlandes, samt seinen Reisen über die Schweitzerischen Gebürge — aufs neue herausgegeben und mit einigen Anmerkungen versehen von Joh. Georg Sulzern, Zürich, bei David Gessner. 1746.

Zschokke, Heinrich: Die klassischen Stellen der Schweiz und deren Hauptorte. Karlsruhe und Leipzig. Kunstverlag. 1836.

I. Teil Die verschiedenen Reisen

Die erste Reise zum Gotthard — 1775

Goethe war sechsundzwanzig, schon berühmt, als die gräflichen Brüder Stolberg ihn in Frankfurt besuchten, und er sich, nach rasch geschlossener Freundschaft, mit ihnen auf die Fussreise in die Schweiz begab. Die Gelegenheit hierzu war ihm umso willkommener, als er sich prüfen wollte, «wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte». Zwar führten die jungen Grafen schon in Frankfurt vor Frau Aja «excentrische Reden», doch wird die Reise wohlgelaut angetreten. In Zürich trennte er sich von den Stolbergs, um mit Passavent, dem wieder gefundenen Jugendfreund aus Frankfurt, «in grösster Ruhe und auf meine eigene Weise die längst ersehnte Wanderung in die kleinen Kantone zu unternehmen».

Vom 16.—21. Juni führt er von Schwyz bis Andermatt und hinan zum Gotthard ein Tagebuch, das, von einem Unbefangenen gelesen, auf irgendeinen jungen Wandersmann schliessen liesse, nicht aber auf den Dichter, der das Fundament zum deutschsprachigen Geistesmonument des Jahrtausends schon gelegt hatte.

In Amsteg wird gebadet im «Schneewasser», vermutlich ausser Sichtweite der einst katholisch-bigotten Urner.

Immer mehr rührt die Gewalt der Natur im Bergansteigen an, in der Unterwelt der Schöllenen ist es «allmächtig, schrecklich», aber in Andermatt ist's ihnen, wie berühmt ist der Ausdruck geworden, «sauwohl». Später verlagert sich dieses Lustgefühl mit zwei Seelen in der Brust in «Dass es der Erde so sauwohl und so weh ist zugleich.»

Jahre später, in *Dichtung und Wahrheit*, wird dann jene erste Wanderung verschmolzen mit den späteren und fast wehmütig des jugendlichen Glücks gedacht:

«Das Kurzvergangene hatten sie (die Jünglinge) aus dem Sinn geschlagen, und die Zukunft lag so wunderbar unerforschlich vor ihnen, wie das Gebirge, in das sie hineinstrebten.»

Das Gebirge, der Gotthard.

Der Gotthard

Seit Julius Cäsar den Gotthard als höchstes Gebirge in den Alpen beschrieb, kehrte er in Geschichts- und Reisebüchern (und wer hat insbesondere in Goethes Jahrhundert als romantischer oder naturforschender Bergwanderer den Uebergang vom und nach dem Süden nicht beschrieben) als Dach Europas, als «der einnige oberste Helm des Europäischen Brenn- und Wasserhafens . . . weilen an ihm und anderen geschwisterten Bergen die Hauptquellen so vieler namhafter Flüsse entspringen, welche uns und andere Europäische Landen die meisten Wasser zuführen.» So schreibt Joh. Jak. Scheuchzer (1705), ein Prediger der Naturfreuden vor Rousseau, ein Bergfreund vor Haller, dessen Epos es allerdings brauchte, um die Alpen in die grosse Literatur einzuführen.

Als Alpenübergänge gab es auch den Brenner, den Simplon, die Bündnerpfade, aber keiner besass die Anziehungskraft der «Gotthardischen Alp-Firsten» (Scheuchzer), dieses «Kreuzpunktes» (Goethe), von dem Eduard Renner in seinem «Goldenen Ring über Uri» das Märchenbild erdachte:

«Ein Geissbub, der seinen Durst am Gletscherbache kühlt, fängt vielleicht in seinem Hut — vergleichbar einem Riesenkinde der Vorzeit — die ganze junge Rhone ein und bringt, wenn er den Rest des Wassers verschüttet, den jungen Rhein zum Ueberfluten.»

An der Kapelle St. Karl von Hospental steht, auf Furka und Gotthard anspielend, der Spruch, sicher hat Goethe ihn gelesen:

«Hier trennt der Weg
O Freund, wo gehst du hin?
Willst du zum ewgen Rom hinunterziehn
hinab zum heiligen Köln
zum deutschen Rhein, Nach Westen weit
ins Frankenland hinein.»

Nicht nur die Schönheit der Berge wurde beschrieben, auch

deren Gefahren, sommers und winters, kaum ein Bericht, in dem der Alpenübergang nicht als tollkühnes Unternehmen geschildert wird, «dem eine Meerreise kaum das Wasser reicht» (Renner). Im 11. Jahrhundert erzählt Lambert von Hersfeld vom Winterzug Heinrichs IV. über die Alpen, wie die Königin und übriges Frauenzimmer «sich auf Ochsenhäute gesetzt, und also von den Wegweisern die Berge abgezogen worden». Noch im 19. Jahrhundert wurden in schneereichen Zeiten die Reisenden auf einen Schlitten gebunden, sorgsam mit Stroh zugedeckt und bis zum Scheitel mit grobem Tuch umhüllt; damit sie nicht erfrören, sagte man ihnen, doch war es vielmehr, damit sie nicht gar so schreien, vor Angst noch stürben auf schmalen Felspfaden, an Abgründen hin, durch die Schöllenen, die Felstäler hinauf und drüben die Tremola, die Schluchten des Tessintales, hinunter.

Trotz der Lawinen, die in allen den Zeiten auf dieser Strecke kaum einen Quadratmeter Land nicht verschütteten, trotz dieser Gefahr wird berichtet, der Uebergang mit Schlitten sei von manchen jenem des Sommers vorgezogen worden.

Soweit das Abenteuer des Gebirges. Hinzu kam die Geschichte der Eidgenossen, «Wiege der Freiheit», unabdingbar verknüpft mit der Gotthardstrasse. Der Freiheitshelden höchste Stufe ethischer Gesinnung wird nicht nur von heutigen Historikern und Schriftstellern auf die unterste Stufe des Profitdenkens angesetzt: man wollte am Gewinn von der Strasse keinen anderen teilhaben lassen.

Sozusagen einzige Einnahmequelle war und wurde immer mehr der Gotthardweg. Damals, im 18. Jahrhundert, sollen jährlich über 16 000 Reisende her und hin gezogen sein, Kaufleute, Rompilger, Naturforscher, Staatsmänner, Reisläufer, Abenteurer, junge Leute, in fremden Ländern nördlich oder südlich der Alpen Arbeit suchend, mit ihnen zogen Viehherden, Saumtiere, Ferger, alle brachten mehr oder weniger Geld ins Tal. Sie übernachteten und verpflegten sich im Tal, Fussreisende rechneten drei Tage für den Uebergang von Altdorf bis Bellinzona; stramme Marschzeit ohne Rast und Ruh von Altdorf bis zum Gotthard-Hospiz 10^{1/2} Stunden, von dort bis Bellinzona noch 12^{1/2}; die Säumer brauchten etwas länger.

Zum Unterhalt der Strasse wurden Zölle erhoben und besonders

im 18. Jahrhundert zur Zeit der Teuerung nach Gutdünken und Bedarf erhöht; Transportgesellschaften besaßen ihre Monopole, zugleich schützte die Regierung die Talleute mit Gemeinde-Monopolen bei der Säumerei: von Susthaus zu Susthaus (von *sostare*: aufbewahren, versorgen), beinahe von Dorf zu Dorf mußten die Waren abgeladen, Einheimischen zum Weitertransport auf ihren Maultieren übergeben werden. Die Kaufleute beklagten sich, das Vorgehen verzögerte, verteuerte den Verkehr, liess Waren verderben, die Talleute, die Bäuerrchen aber hatten einen Nebenverdienst.

Doch bei allem dem Verdienst-Denken war den Talleuten von Uri der Gotthard mehr. Nicht nur trug das Massiv den Namen des heiligen Gotthard, die ganze Strasse war ihnen heilig, eine magische Strasse zum magischen Berg, hinüberführend ins gelobte Land, mit Gefahren verbunden, allemal, überall. Betstation reihte sich an Betstation. Die Wegknechte, Ferger und Säumer waren denn auch «im Namen Gottes» auf die Strasse vereidigt. Sie wurde gepflegt und sie brauchte tagtäglich ihre Pflege.

Dem allem gilt Goethes Interesse. Hinzu kommt das geistig-künstlerische Erleben der Bergwelt auf dem Weg zum Gotthard, zum Gipfel, stets nennt er die Passhöhe «der Gipfel», zum Uebergang, an dem er inne hält, zur Grenze seines Sprach- und Kulturraumes, zu einer inneren Grenze wohl auch. Immer mehr wird der Gotthard zum Berg der Berge, in seinen späteren Jahren spricht er gar von einer *fixen Idee*, ein magischer Berg, nicht nur für die Urner, auch für Goethe.

Die zweite Reise — 1779

Vier Jahre nach der ersten Reise, nun Minister am Hof zu Weimar und Eisenach, bricht Goethe erneut auf zu einer diesmal wohl bedachten und vorbereiteten Reise in die Schweiz, in seiner Obhut der zweiundzwanzigjährige Herzog Karl August.

Glücklich schreibt er seinen Eltern:

«Ich habe alles, was ein Mensch verlangen kann, ein Leben, in

dem ich mich täglich übe und täglich wachse, und komme diesmal gesund, ohne Leidenschaft, ohne Verworrenheit . . . sondern wie ein von Gott Geliebter.»

In den *Annalen* erinnert er sich: «Uebrig geblieben ist davon als Denkmal: Die Wanderung von Genf auf den Gotthard.»

In weitgezogenem Halbkreis wird das Ziel angegangen, von Basel über Bern nach Genf, mit Abstechern ins Berner Oberland, über Jurahöhen, und von Genf aus zu den Savoyischen Eisgebirgen nach Chamouni, dann durchs Rhonetal und links hinauf zum Leukerbad, an den Fuss des «ungeheuren Gemmiberges», tagelang wird geritten, auch mal im bequemen Cabriolet gefahren, gewandert, «zu Fuss zu gehen ist am Ende doch immer das Angenehmste.»

Von Brig an und durchs Goms verschlechtert sich das Wetter, es ist doch schon November, die Gedanken kreisen um die Frage, gelangen wir auf den «Gipfel», Umwege werden erwogen, verworfen, «so gefasst ich auch sonst bin, so muss ich gestehen, dass mir's höchst verdriesslich wäre, wenn wir zurückgeschlagen würden.» Man widerrät eindringlich, er selbst hat fatale Ahnungen von Enge und ängstlichen und bösen Gefühlen, gibt aber nicht auf. Er will auf dem nächsten Weg zum Gotthard, zu den Kapuzinern.

Am 12. November früh um sieben, es ist kalt, schneit aber nicht, setzen sich Goethe, Karl August und der Jäger Hermann von Münster im Obergoms in Marsch nach Oberwald. Bald lassen Nebel und Schnee in dem waldig engen Tal den Weg mehrmals verfehlen. Nach zwei Stunden in Oberwald finden sie zwei Führer, einer «der die Stärke und Tapferkeit von einem Ross zu haben schien», sie ziehen los, der Furka entgegen, durch Schneetreiben und Nebel «in der ödesten Gegend der Welt», fünf einsame Gestalten in Einerkolonne, schneestampfend, tief einsinkend — waren sie denn überhaupt ausgerüstet für eine solche Wanderung? —, «durch die ungeheure einförmige schneebedeckte Gebirgswüste im Grauen der unfruchtbaren Thäler.» Der Schnee nimmt jenseits der Passhöhe zu, die Kälte auch, man bleibt nicht stehen, marschirt, marschirt, neun Stunden ununterbrochener Mühsal.

Wer von uns je auf einer Bergwanderung in Nebel und Schnee war, und selbst in sonst vertrauten Gegenden, weiss vom Verloren- und Niemandsein, der Beklemmung im Aussichtslosen, weiss, was

Goethe meint mit: «Ich bin überzeugt, dass einer, über den auf diesem Weg seine Einbildungskraft nur einigermaßen Herr würde, hier ohne anscheinende Gefahr vor Angst und Furcht vergehen müsste». Da er es sich vorstellen kann, ist anzunehmen, dass die Angst ihn gestreift, er sie erlebt hat, erleben wollte als Grenzsituation des Daseins.

Er will, dreizehn Jahre später, 1792, während der Kampagne in Frankreich, da er «soviel vom Kanonenfieber» gehört, auch das erleben und reitet allein in die Kampfregion, analysiert auf das Genaueste das Empfinden an der Daseinsgrenze.

Es mag zum Leben gehören, «in dem ich mich täglich übe und täglich wachse», zur Disziplin, zu der er sich immer wieder erzieht, zur Beherrschung des Körpers durch den Geist, das ihn werden liess zu dem «Persönlichkeitswunder, das Goethe hiess» (ich meine, das Wort stammt von Thomas Mann).

In Realp mit Anbruch der Nacht angekommen, elf harte Stunden sind sie unterwegs gewesen, bei Kapuzinern gut aufgenommen und durchwärmt, essen die «Patres, Herren, Knechte und Träger alle zusammen an e i n e m Tisch», und dieser demokratische Umstand verdiente, nach Weimar und der Nachwelt gemeldet zu werden. Gemeldet wird zudem bescheiden, im Vergleich mit der Leistung, die auch der junge Herzog zum ersten Mal im Gebirge vollbracht hatte, «dass die Träger über unsere seltene Geschicklichkeit im Gehen ihre Freude hatten». Die einfachen Oberwalliser spendeten dem Geistes- und dem Landesfürsten ihr Lob, es wurde mit Genugtuung angenommen.

Anderntags, bei Sonne, der Himmel tiefblau über dem verschneiten Tal, wanderten sie zum Gotthard, ums Hospiz freilich war Nebel und Kälte, aber:

«Endlich sind wir auf dem Gipfel unserer Reise glücklich angelangt! Hier ist's beschlossen, wollen wir stille stehen und uns wieder nach dem Vaterlande zuwenden.»

Dieser zweiten Reise will Goethe im Park von Weimar ein steinernes Monument setzen, als Dank an die drei Götter, die ihm und dem Herzog so wohl wollten: Das Glück in der Mitte, rechts der Genius, Wegmacher, Fackelträger, links Terminus, der Grenz-

beschreiter, stillstehend, mit dem Schlangenstab einen Grenzstein bezeichnend.

Er schrieb darüber ausführlich an Lavater, wünschte von Füssli einen Entwurf, der Plan kam nicht zustande. In einem Brief von Lavater, ohne Angabe des Empfängers, doch sehr wahrscheinlich war er an Goethe gerichtet, steht unter anderem: «Lieber. In der Seele wehe that's mir, dass Füssli so ganz impertinent teufelt... Er ist ein Satan, dass er auf deinen und meinen Brief so schreiben kann.»

Aufbruch zur dritten Reise 1797

Goethe, nun 48 Jahre und jenseits der Lebensmitte, wird von Zeitgenossen erbarmungslos geschildert als: «Dicklich... er frisst entsetzlich... die Züge verschwommen, die Beine eher kurz, zwar mit äusserster Sorgfalt gekleidet.» Da ist vom Geist, der den Körper baut, nicht mehr viel. Wir sind das Bild des jungen Mannes ähnlich dem Apoll von Belvedere gewohnt. Doch alternd wird er auch im Aussehen wieder zum Olympier werden.

Er selbst, seine Eitelkeit hat er nicht abgestritten, besass Humor, Ueberlegenheit und Ironie genug, um in einem kurzen «Vorschlag zur Güte» 1825 zu schreiben: «Man hat einen Octavband herausgegeben: Goethe in den wohlwollenden Zeugnissen der Mitlebenden. Nun würde ich rathen, ein Gegenstück zu besorgen: Goethe in den misswollenden Zeugnissen der Mitlebenden.»

Anfang August reiste er mit den Seinigen nach Frankfurt, um sie seiner Mutter vorzustellen, die Seinigen: Christiane Vulpius und Söhnchen August, von Frau Aja grossherzig und vorbehaltlos aufgenommen. Seit neun Jahren dauerte die Gemeinschaft ohne Trauschein, der Freundeskreis missbilligte, der Hof in Weimar entsetzte sich, man demütigte die Freundin.

Darüber entsetzen wir uns, Ende 20. Jahrhundert, und wären doch, Ende 18. Jahrhundert, als Kinder jener Zeit und ihrer Moralbegriffe nicht anders gewesen.

Christiane fuhr dann mit dem Kleinen nach Weimar zurück, und Goethe trat etwas später seine Reise an, keine Frau in seinem Leben hat zärtlichere, so recht auf Du-und-Du stehende Briefe erhalten. Er ist eifersüchtig: «Denke meiner und mache nicht zuviel

Aeugelen, am besten wäre es, du machtest gar keine, denn es ist auch mir auf der ganzen Reise noch kein einziges vorgekommen». Er will fortan keine grössere Reise mehr unternehmen ohne sie und den Kleinen, er verspricht ein Musselinkleid, sehr schön, weiss bestickt, mit Freund Meyer ausgesucht, auch Halstücher, und er schreibt besorgt um den erkrankten Kleinen und wird erst getröstet, da bessere Nachrichten eintreffen, ganz und gar sehnsüchtig liebender Mann und besorgter Vater.

Ganz und gar Freund ist er in den Briefen an Johann Heinrich Meyer, er weiss ihn krank in Florenz und «war des besten Lebensgenusses unter Freunden und Nahverbundenen nicht froh, indess ich Sie einsam wusste». Und da er ihn genesen in Stäfa weiss, frohlockt er: «Nun geht eine neue Epoche an, in welcher alles eine bessere Gestalt gewinnen wird . . . und sind wir nun einmal erst wieder zusammen, so wollen wir fest aneinanderhalten und unsere Wege weiter zusammengehen.»

Er reist von Frankfurt über Heidelberg, Tübingen, Stuttgart, Schaffhausen nach Zürich und zu Meyer nach Stäfa, zum *Kunscht-Meyer*, von Goethe vor Jahren als Professor und Hofrat nach Weimar berufen, Kunst- und Altertumsforscher, genialer Kopist klassischer Kunstwerke, einst Schüler von Füssli. Nach der Rückkehr aus Italien 1788 hat er Goethes Portrait in Lebensgrösse gemalt, Eckermann interpretiert es «im kräftigen mittleren Mannesalter . . . der Ausdruck des wenig belebten Gesichts ist sehr ernst . . . man glaubt einen Mann zu sehen, dem die Last künftiger Thaten auf der Seele liegt». Er ist dem Hofrat Meyer sehr zugetan: «In seiner Nähe wird es mir immer wohl, welches daher kommen mag, dass er ein in sich abgeschlossenes, zufriedenes Wesen ist, das von der Umgebung wenig Notiz nimmt und dagegen sein eigenes behagliches Innere in schicklichen Pausen hervorkehrt.»

Goethe hatte Meyer in Rom kennen gelernt, den bescheidenen, elf Jahre jüngeren Mann, und sofort Zuneigung zu ihm gefasst: «Er spricht niemals mit mir, ohne dass ich alles aufschreiben möchte, was er sagt, so bestimmt, richtig, die einzige wahre Linie beschreibend sind seine Worte.» Später, auf dem Weg zu ihm nach Stäfa, wird er schreiben: «. . . da unsere Spiegel übereinander geschliffen sind.» Die Freundschaft dauerte denn auch bis zum Lebensende.

Meyer war Hausgenosse und einer der wenigen, die Goethes gesetzlosen Ehestand schweigend akzeptierte und Christiane stets rittlerlich begehrte, bemerkenswert, dieser Grossmut des Mannes aus dem puritanischen Zürich.

Die beiden Freunde fanden sich in Stäfa bei Kunstbetrachtungen im gewohnten und wunderbaren Einvernehmen. Sie brachen am 22. September auf zu einer Fussreise.

Die Aufzeichnungen von der dritten Reise

Begleitet war Goethe von einem Schreiber, dem jungen Ludwig Geist, und ihm diktierte er «durch frühzeitiges Diktieren begünstigt», von Frankfurt an täglich seine Eindrücke. In den Annalen 1797 schreibt er: «So ist alles in Acten geheftet, wohl erhalten, was damals auffallend und bedeutend sein konnte». Aber erst 1823 gibt er die Berichte von der Reise in drei Heften Eckermann. «Sie werden sehen», sagte er, «es ist alles nur so hingeschrieben, wie es der Augenblick gab, an einen Plan und eine künstlerische Rundung ist dabei gar nicht gedacht, es ist, als wenn man einen Eimer Wasser ausgiesst.»

Nüchtern, sachlich sind die Berichte. Da ist kaum mehr etwas vom «Exaltierten» der Tagebücher 1775, vom Dichter, der 1779 in der wechselnden Landschaft das Einssein mit den Kräften der Natur ahnt. Er schreibt diesmal, und hat es sich so vorgenommen, unpersönlich, mit «kritischem Realismus», gibt selten ein Urteil ab, und wenn er «ein paar poetische Stoffe schon gewahr geworden», so wird er sie «in einem feinen Herzen aufbewahren, und dann kann man niemals im ersten Augenblick wissen, was sich aus der rohen Erfahrung in der Folgezeit noch als wahrer Gehalt aussondert». Aussondern wird sich vieles, in dem Gedicht «*Euphrosyne*», in «*Wilhelm Meisters Wanderjahren*», in den Versen von *Faust's* zweitem Teil.

Auffallend ist, wie nach den ausführlichen Beschreibungen des Gesehenen und Erlebten auf der Reise von Frankfurt über Heidelberg, Stuttgart, Tübingen, durch das «brave und wohlbebaute

Schwaben» und bis Zürich, wie danach die Diktate gedrängt werden, oft nur auf Stichworte sich beschränken. Von Frankfurt bis Zürich reiste er in vierundzwanzig Tagen — mit Unterbrüchen — allein mit Ludwig Geist, 63 Druckseiten sind das Ergebnis, die elftägige Fussreise von Stäfa zum Gotthard-Hospiz und zurück ergab deren fünfzehn.

Die Vermutung liegt nahe, die beiden Freunde, endlich sich wiedergefunden, hatten soviel zu bereden über Kunst, Dichtung und den Plan für die «*Propyläen*», sie waren so sehr ins Gespräch vertieft, dass er, um nur ja den Faden nicht zu verlieren, kurze Beobachtungen hinwarf, in der Absicht, sie später auszuarbeiten.

Freilich, zurückreisend von Altdorf nach Brunnen und bis Küssnacht am Rigi werden die Beschreibungen wieder ausführlicher, fliessender, als hätten die Freunde sich nun doch etwas ausgesprochen. Die Landschaft kommt wieder zu ihrem Recht, er nennt mit Namen Orte am See, Beckenried, Buochs, Stans, Weggis, auch Begegnungen am Wegrand, den Pilatus, die Rigi.

Oder ist es, weil die Landschaft vielfältiger, ihm vertrauter war, während zum Gotthard hinan das «Ungeheure keine Mannigfaltigkeit» zuliess.

Gleichwohl, was Goethe gesehen und beschrieben hat auf eben dem Weg zum Gotthard, das ist von beinahe verwirrender Vielfalt, Zeugnis gebend für sein weit ausfächerndes Interesse, seinen präzisen Blick auf das Wesentliche.

II. Teil Auf Goethes Spuren zum Gotthard — einst und jetzt

Auf dem Urnersee

Samstag, 30. September, von Schwyz hergewandert «bei heiterem Sonnenschein und herrlichem Rückblick auf die ernsten Mythen», bestiegen die drei Reisenden den Nauen in Brunnen «in einem schönen Moment», es mochte gegen Mittag sein. «Die Bagage

der Reisenden wird auf den Vorderteil der Schiffe gelegt, so wie man sich überhaupt mehr vorwärts setzt», beschreibt er später, auch das «Leichte Gebäude der Schiffe, es hält eines nur drei Jahre.»

Schiffe waren in beiden Richtungen unterwegs, beladen mit Menschen, Vieh und Waren; als eigentlicher Landweg wurde erst 1862—1865 die Axenstrasse in den Fels gehauen, und als Schienenweg von 1872—1882 die Gotthardbahn gebaut.

Goethe sah mit seinem Geologenauge «Nackte Kalkflöze, die nach Mittag und nach Mitternacht einfallen und sich gleichsam über einen Kern, auf dem sie ruhen, hinlegen», und es ist für uns Heutige wahre Entdeckerfreude, «die Konfusion der Flözen hüben und drüben, die selbst in ihren Abweichungen korrespondieren», zu bestimmen. Immer wieder erblickt er die merkwürdigsten Erscheinungen dieser *Flöze*, und den bei uns ungebräuchlichen Ausdruck für *plattenförmige Lagerstätten*, im Bergbau des Erz- und des Riesengebirges üblich, kannte er als einstiger Bergwerksdirektor von Weimar und Eisenach.

«*Wir stiegen aus in Tellskapelle . . .*»

Wenn man die gegenüberstehenden Felsen aus der Kapelle gleichsam als ein geschlossenes Bild sieht, so geben sie gleich einen andern Anblick. Freitag nach Himmelfahrt wird da gepredigt, die Zuhörer sitzen in Schiffen», und das ist nicht nur ein malerisches Bild aus vergangenen Zeiten. Freitag nach Himmelfahrt, gegen Abend, stösst noch alle Jahre ein Schiff ab von Flüelen zur Tellenfahrt, zur politisch-religiösen Wallfahrt, mit Behörden und wer sonst noch mitfahren will, der Prediger wird von der Regierung eingeladen. Die Zuhörer sitzen allerdings nicht mehr in Schiffen — mag sein, kleinere Boote rudern oder tukern heran, wassern draussen — sie steigen aus bei der Anlegestelle einige hundert Meter nördlich und versammeln sich auf dem Vorplatz der Kapelle.

Zu der 1590 erbauten Tells-Kapelle, die Goethe betrat, führten

Stufen aus dem Wasser, das Innere, «wo ihm (Tell) zu Ehren die Legende seines Daseins und seiner Taten durch Malerei verewigt ist» (*Dichtung und Wahrheit*), enthielt die Fresken von E. A. Püntener, dem Urner Maler des 17. Jahrhunderts, dessen Bilder noch da und dort zu begegnen sind. 1797 vermerkt Goethe sie nicht, der Ausblick auf Felsen gegenüber ist ihm wichtiger, doch beschaut hat er sie mit Meyer, und wir können vier davon auch noch beschauen im Schösschen A Pro; weise Kunstväter haben sie aufbewahrt, als 1879 die neue Kapelle nach dem Grundriss der alten gebaut und von Ernst Stückelberg (1831—1903) ausgemalt wurde.

Zwei von den Püntener Fresken sind im Parterresaal des Schösschens gut erhalten. Da sitzt Gessler, freundlicher Grosspapa, in königlich blauem Mantel, weisslockiges Haupt, blaues Barett, auf einem weissen Zelter; er hebt eine Hand mit sechs Fingern zum Volk von Uri hin, warnend; dieses Volk steht durch die Hutstange von ihm getrennt, Tell in seiner Mitte, er, ratlos, alle reden auf ihn ein, erschreckt; im Hintergrund erhebt sich der mittelalterliche Turm auf dem Dorfplatz von Altdorf, Knabe Walter ist nicht zu sehen, die Zwing Uri ohnehin nicht.

Mehr und Schlimmeres geschieht auf dem Bild daneben: Da sitzt der Landvogt Wolfenschiessen mit nacktweissem Oberkörper im Holzbottich, hinter ihm Baumgarten, die Axt schwingend, seine Frau ringt die Hände; die Mitte des Vordergrunds, beinahe aus dem Bild heraustretend, nimmt ein Höfling ein in der reichen Tracht des 16. Jahrhunderts, ein Geck mit Jago-Gesicht, ein tückischer Landvogt. Ueber ihm, in der Bildmitte, beschäftigen sich Landsknechte damit, Ochsen vom Pflug zu spannen, der junge Melchthal schickt sich an, seine Wut mit einem Knüppel in die Tat umzusetzen; rechts unten aber stechen Landsknechte mit langen Nadeln dem greisen, auf einem Stuhl festgehaltenen Melchthal die Augen aus, das Blut spritzt, man schaut hin und weg mit Grausen, oh, eine edle Himmelsgabe ist das Licht des Auges.

Die beiden Fresken in der Wand des Gartenganges sind arg verwittert, undeutlich lässt sich auf der einen die Einschiffung Tells erkennen, die Häuser Flüelens und Schloss Rudenz, die Ruderer sind bereit; Gessler mit flauschiger Straussenfeder am Barett nimmt Platz, die Armbrust liegt auf der Bank. Im Bogen daneben

verblasen der Rütlichwur, brennende Burgen und Freudenfeuer auf den Höhen.

Diese und andere, nicht mehr vorhandene Fresken beschauten Goethe und Meyer, die beiden Kunstkenner, gerührt, kritisch?

Der Beginn der Gotthardstrasse

«Nach einem ungeheuren steilen Felsen folgen niedere Matten, man sieht Flüelen», und sie landeten, aber nicht wo die Schiffe heute anlegen. Der See, um 1870 für die Gotthardbahn aufgeschüttet, breitete sich vordem noch aus bis zur heutigen Strassenmitte, der eigentliche Beginn der Gotthardstrasse war hinter den neueren Gasthöfen; hier sind denn noch die alten Gast- und Wohnhäuser (auf Pünteners Fresken sichtbar) und davor der Stapelplatz, auf dem die Saumtiere beladen wurden, auch kleinere Fuhrwerke; die Strasse war fahrbar bis Amsteg und erst wieder im flachen Urserental.

Ein Stück des alten Saumpfades ist noch zu gehen, das Gässchen an alten Häusern vorbei, es mündet aus in die Dorf- und an der Mauer von Schloss Rudenz entlang in die Landstrasse nach Altdorf.

«Wir gingen gegen Altdorf... Plattenweg, Kieselbrekzie mit Löchern». Der Plattenweg war um 2.30 m breit, Saumtiere mit ihren ausladenden Lasten konnten kreuzen. Belegt war er mit granitene Steinplatten, dazwischen und nebenher, was Goethe *Brekzie* nennt — zertrümmertes kantiges Sedimentgestein. Durch die Dörfer aber war neben und zwischen den Platten solides Pflaster, teils gewonnen aus dem Geschiebe der Reuss und den Wildbächen, die Oberfläche glatt behauen.

Den Weg Goethes hinan zum Gotthard festzulegen, ist nicht einfach; es gab den Fahrweg, daneben streckenweise einen alten und einen uralten Saumpfad, Verzweigungen, Sommer- und Winterauswege, die Reuss wand sich durch das Tal, bei Hochwasser die Ebene und ihre Dörfer weithin überschwemmend.

Seit Urzeiten wurden Pfade, bessere, bequemere, weniger gefährliche gesucht und gebaut über dieses Gotthard-Gebirge, Schattenhänge und Lawinenzüge gemieden, Steinschlag ausgewichen, Kir-

chen durften nicht umgangen werden. Unter deren *Vorzeichen*, dem Vorbau mit Säulen, führte der Saumpfad, an den Säulen die Ringe zum Anbinden der Lasttiere während der Andacht.

Seit langem wurden auch Abhandlungen geschrieben über die Geschichte dieses Weges nach dem Süden, zu Beginn soll er über Frentschenberg, Bristen und den Krüzlipass nach Sedrun, dem Oberrheintal und von dort weiter nach Süden geführt haben; Vermutungen wurden aufgestellt und verworfen oder bestätigt, eine fesselnde Geschichte, Roman der Ueberwindung eines Gebirges.

Es muss denn auch hier zugegeben werden: auf Schritt und Tritt lässt sich Goethe nicht mehr folgen. Die Wege verlieren, überschneiden sich, werden überfahren von der bisherigen Gotthard-Strasse, der neuen Autobahn.

Dennoch, es lassen sich Wegstücke zusammenfügen und erwandern, und die Gegend, sie ist geblieben, die Bergwelt, von Goethe gesehen, Plätze, Orte, auch Häuser, in denen er einkehrte, an denen er vorüberging.

Altdorf

«Wir logierten in dem Schwarzen Löwen». Im Wappen einstiger Besitzer steht aufrecht der schwarze Löwe, er steht auch noch im vergoldeten Wirtshausschild; das Haus, breit und dreistöckig, reiht sich in die Zeile an der Gotthardstrasse, unfern dem Dorfplatz.

«Der Wirt heisst Franz Maria Arnold», seit dreihundert Jahren ist das Haus im Besitz der Familie.

«Artige Türschlösser, die man von aussen aufstösst und von innen aufzieht», fallen Goethe auf, und eines davon ist noch an der Tür zum Eckzimmer, dem Goethezimmer, über der Strasse im zweiten Stock, ein Yale-Schloss brachte man sicherheitshalber seither noch an.

Hier also hat Goethe «logiert», übernachtet, in dem geräumigen Zimmer, vier Fenster, je zwei übers Eck in Mauernischen, an einer Wand Fotografien von dem Raum aus früheren Zeiten; ob Goethe die Blumentapete gesehen, das abgebildete Bett benützt hat, bleibt fraglich, doch mögen die schweren Renaissancemöbel, auch der

weisse Zylinderofen in der Ecke zu seiner Zeit gewesen sein. Der Ofen wurde im Zuge der Modernisierungen vor Jahren und zum Leidwesen der Nachfolger herausgerissen, die Möbel sind verschwunden.

Unten, in der modernen Gaststube, zieren mehrere der «artigen Türschlösser» die hintere Ecke, man sitzt weiter vorn, schaut durch das Fenster zur Strasse, da rollen die Vehikel der Gegenwart, gehen die Touristen und die Leute des Ortes.

Die Häuser gegenüber, hochragend, in Stein gebaut mit Krüppelwalmdach — der Volksmund nennt das abgeflachte Dreieck im Giebel «Franzosehäuschen» —, wenige sind aus Goethes Zeit. Der Dorfkern wurde beim Brand von 1799 zerstört, vieles dann aus alten Bauelementen wieder aufgebaut, so z. B. die Kantonalbank gegenüber, Ende 15. Jahrhundert schon Bank der Ritter von Roll, deren Wappen in Sandstein zieren noch immer mächtig die Hausecken.

Was hat Goethe von dem Fester aus gesehen: vorüberziehende Pilger, Adelige, Handelsleute, armes Volk, Saumtiere, Viehherden, und gehört: «Kastagnettenrhythmus der Kinder mit Holzschuhen», das Getrappel der geschnitzten Holz-Fusswannen mit angenagelten und querüber gespannten Lederriemen. Wilhelm Tell und Knabe Walter tragen sie auf dem Denkmal in Altdorf, die Bergler auf alten Bildern und heute noch im Alltag.

Vermutlich auf einem Spaziergang, im Laufe des Nachmittags sind sie angekommen, sieht er: «Der Ort ist schon stadtmässiger» (als Schwyz). «... und alle Gärten sind mit Mauern umgeben. Ein italienisches Wesen scheint durch, auch in den Bauten.» Die Mauern, aus dem Süden übernommen, patrizische Abgrenzung, sind hier und dort geblieben, und als «italienisches Bauwesen» bei der Unterheiligkreuz-Kapelle etwas zurückgesetzt das *Haus Baumann* in venezianischem Stil mit Renaissance-Sichtfensterstürzen und -Giebeln, der Innenhof zwar durchschnitten, zerstört.

An eben dem Dorfeingang reihen sie sich aneinander, die Häuser, nicht Villen, nicht Palazzi, trutzig-vornehm, hochgiebelig mit nackten, ernstesten Fassaden, «die untern Fenster vergittert; die starke Passage scheint solche Vorsicht notwendig zu machen.»

Die Mauern, übermannshoch, schirmen ab, ein schmiedeeisernes

Tor gibt Einblick in den französisch angelegten Garten, Elemente von Gotik, von Barock und Rokoko finden sich auch und immer wieder. Die Häuser tragen die Namen der Familien, einst in fremden Diensten, als Hauptleute, Obristen, Generäle, der Familien der Bankiers und Handelsherren. Das Innere dieser Häuser war nobel, ancien régime.

Von dem Glanz ist viel untergegangen, zuerst nach der französischen Revolution, dann nach dem Bau der Gotthardbahn; der Touristenstrom zwängte sich nach dem zweiten Weltkrieg durch die Gassen, da blühten Handel und Gasthöfe, nun wird es stiller.

Erhalten geblieben und sorgfältig renoviert ist das Fremdenhospital an der Dorfstrasse, ein zweiteiliger Bau mit Giebeltreppendächern, Innenhof und Kapelle, einst Unterkunft für mittellose Gotthardwanderer, Pilger, Kranke; sie wurden unentgeltlich aufgenommen, gepflegt und gepflegt; noch sind einige Räume für arme oder kranke Durchreisende reserviert. Goethe hat das Haus gesehen, er konnte es nicht übersehen, doch galt sein Interesse ganz anderem:

«Ich bemerkte eine hübsche Art, das kurze Grummet in Netzen einzufassen», damit ist nach nord- und mitteldeutschem Sprachgebrauch das aus dem zweiten Schnitt gewonnene Heu gemeint, zu kurz, um mit Seilen verschnürt zu werden, an Hanglagen gemäht, in Netze oder Blachen gefüllt, diese übers Kreuz verknüpft von den Heuern im Nacken zutale getragen.

«Ton der grossen Glocke der läutenden Kühe», welch eine Klangfülle in einem Satz; vielleicht war er da schon oben im Zimmer und wollte ruhen, hinzu kam «Schellen der Maultiere», wir hören das Geläute und Geklingel durch Altdorfs Gassen, und er wird es wieder und wieder hören den Gotthard hinan.

Von Altdorf bis Erstfeld

«Halb neune gingen wir ab», das war spät für den Frühaufsteher Goethe, bis Stäfa war er viel zeitiger schon unterwegs; vielleicht wurde der Aufbruch dem eben erst genesenen Meyer zuliebe, dem marschungewohnten, doch eher zarten Freund, später angesetzt.

An dem Sonntag, 1. Oktober 1797, mag Goethe, zeitig aufgestanden, morgens früh «Regenwolken, Nebel, Schnee auf den nächsten Gipfeln», von den Fenstern aus westlich die Bergkette gegen die Surenen gesehen haben. Er hat das wehmütige Gedicht *Schweizer Alpe* geschrieben, Christiane und einstiger Aufenthalte an dem Ort gedenkend, dem Alter sich nahe fühlend:

War doch gestern dein Haupt noch so braun wie die Locke der
Lieben

Deren holdes Gebild still aus der Ferne mir winkt;
Silbergrau bezeichnete dir früh der Schnee nun die Gipfel,
Der sich in stürmender Nacht dir um den Scheitel ergoss.
Jugend ach! ist dem Alter so nah, durchs Leben verbunden
Wie ein beweglicher Traum Gestern und Heute verband.

Das Gedicht wurde von den Herausgebern aufgenommen in die Folge «*Antiker Form sich nähernd*», und es ist gut, die Verse in ihrem Ebenmass zu lesen am Beginn der Gotthardreise, auf allen den Wegen daran zu denken: nicht nur der Reiseschriftsteller ist unterwegs, auch der grosse Dichter, der Klassiker, selbst wenn er sich nicht zu erkennen gibt in der Sachlichkeit der Beobachtungen, der Berichte.

Halb neune also gingen sie ab, am Dorfplatz mit Tellenbrunnen und mittelalterlichem Turm vorbei, an der gotischen Ober-Heiligkreuz-Kapelle und dem Kloster der Franziskanerinnen, an Patrizierhäusern, und sie gelangten auf «schöne Matten rechts und links». Da und dort sind sie noch nicht überbaut, und ausserhalb des Dorfes führte die einstige Strasse ab von der heutigen nach Schattdorf, nun zwischen Wohnsiedlungen, zum Pulverturm auf grüner Anhöhe; hier wurde seit dem Mittelalter und bis 1928 die Urner Landsgemeinde abgehalten, von Goethe unbemerkt.

Ein Stück von der alten Strasse mit Trockenmauer ist dann noch vorhanden, wenig später mündet sie in die bisherige Gotthardstrasse. Quer zur Sicht stehen nun «herrliche Felswände, Kalk», und an deren Fuss, von Gebüsch halb verdeckt, die Felshöhlen, aus denen an jenem Vormittag «Kindergeschrei» tönte. Vermutete Goethe Höhlenbewohner? Es müssen spielende Kinder gewesen sein,

bewohnt waren die Höhlen nie.

Die «steilen Kalkfelsen» sind nun «links bis auf die Wiese herab, wie vorher auf die Oberfläche des Sees», und sie fielen in vorge-schichtlicher Zeit auch herab bis zum See, er reichte bis Amsteg. Die Felsen von Rynächt «mit dem Zickzack der Felslager» haben vom Imposanten nichts verloren.

Wenig später bog damals die Strasse ab zur Talmitte, an die Reuss, und dort bemerkt Goethe nur das «Granitgeschiebe», nicht das Dörfchen Erstfeld, damals noch am Reussufer. Erst durch die Gotthardbahn verlegte sich der Dorfkern, wurde Erstfeld zum Eisenbahnerdorf, dem Bahnhof und den Schienensträngen entlang.

Davon ahnte Goethe nichts, oder doch? Er schreibt 1825 an Zelter, in England fuhren die ersten Züge: «Reichtum und Schnel-ligkeit ist, was die Welt bewundert und wonach jeder strebt, Eisen-bahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle möglichen Fazili-täten der Kommunikation sind es, worauf die gebildete Welt aus-geht, sich zu überbieten, zu überbilden und dadurch in der Mittel-mässigkeit zu verharren.»

Die Jagdmatt-Kapelle

Neben dem Granitgeschiebe am Reussufer hat er noch «die artig gemalte, saubere Kirche mit einem Jagdwunder, ungefähr wie des heiligen Hubertus», gesehen, es ist die Jagdmatt-Kapelle.

Die Kapelle wird 1339 erstmals erwähnt, sicher da schon am Durchgang zum Gotthard, im 17. Jahrhundert frühbarock umge-baut; etwas Gotik ist noch vorhanden im Inneren und aussen, im Giebel des Vorzeichens das Jagdwunderbild, mehrmals renoviert. Goethe beschreibt es eingehend auf dem Weg zurück, am Donners-tag danach:

«Wir kamen wieder an die bemalte Kirche an der Jagdmatt, wo Jäger und Hund vor dem Hirsch knien, der eine Veronika zwischen dem Geweihe hat», es ist nicht die Heilige, die da sitzt, ihr Schweiss-tuch spannt sich von Geweihende zu Geweihende.

Es muss für Goethe eine eigenartige Begegnung gewesen sein, fünfundzwanzig Jahre zuvor hat er die Legende verwoben in ein

als Fragment gebliebenes Epos vom Schuster Ahasverus, dem Ewigen Juden, viel später dann in *Dichtung und Wahrheit* davon erzählt.

Auf dem Bild kommt der Hirsch steifbeinig daher, Hund, Jäger und noch ein Hund knien, aufgereiht vor lockerem Gebüsch, in der Mitte darüber schweben zwei bauschig gewandete Engel, umgeben von violetten Wolkenareolen, unter ihnen der Spruch

Herrlich Heilig wunderreich in der
Jagdmatt Gnadenort Seht den
Hirschen und zugleich auch den frommen Jäger dort
Beide dieses uns beweisen und ein Engel
zeigt klar welch ein grosses Wunder
uns dieser Ort macht offenbar.

Im Inneren befinden sich denn auch zahlreiche Votivtafeln, zeugend von eben den Wundern; das Wunder blieb aber aus, nachdem die Urner 1799 in der Kapelle den Aufstand gegen die Franzosen beschlossen hatten, er endete blutig, hoffnungslos.

Den naiven Wunderspruch hat Goethe nicht gelesen. Das Bild wurde 1790/91 von Vater und Sohn Triner bereichert mit dem Hintergrund der Jagdmatt-Landschaft, in der Mitte aufragend der Bristen; 1947 hat man dieses Beiwerk abgelöst und das Bild in seinen ursprünglichen Zustand zurückgemalt.

Die Jagdmattkapelle ist die einzige der kirchlichen Bauten, die Goethe im Reusstal erwähnenswert scheint. Dabei sind sie als Dorfkirchen und Kapellen noch heute zahlreich barock, ländlich, heiter. Derlei Baustil aber war Goethe verdächtig, kurz zuvor war Maria Einsiedeln besucht worden, er rügte die «Unsinnige Verzierung des Chors», in *Dichtung und Wahrheit*, milde geworden, liess er die Rüge weg.

Er spricht auch nicht von den kleinen Kapellen, Betstationen und Bildstöcken, heute fast alle verschwunden, sie standen vor Lawinenzügen, vor besonders gefährlichen Stellen, Heiligen geweiht. Man bat um ihren Schutz, ehe man sich in die gefährliche Zone begab. Goethe wusste davon, er hat von Einsiedeln nach Schwyz wandernd im Alptal geschrieben: «Ruheplatz beim Kapellchen. Böses Augurium, dass uns noch ein starker Stieg bevorstehe», und

wirklich, nicht nur Nebel, auch «wüste Schlucht und Giessbach, daneben einige Trifte» folgten.

Von Erstfeld nach Amsteg

Von der Jagdmatt führte einst ein älterer Pfad über eine Holzbrücke und talauf am linken Reuss-Ufer. Er lässt sich begehen als spärlich befahrenes Strässchen zwischen Trockenmauern und einigen alten, sehr alten Urner Häusern, dann gegen Silenen über die Brücke und hinauf zum «meist angenehmen bequemen Fusspfad bis Amsteg».

Goethe ist zwar wahrscheinlich damals auf der nicht mehr vorhandenen Strasse talüber und später «von der Strasse ab» auf eben jenen Fusspfad gekommen. Danach windet der Pfad sich über Wildbachkegel, zwischen Matten und Talwänden, neueren und urältesten Häusern; aus dem Mittelalter blieb der mächtige Wohnturm der Edlen von Silenen, blieb auch das Susthaus. Den Wohnturm von Hospental erwähnt Goethe dann beinahe zärtlich als Wahrzeichen der Gegend, jenen von Silenen übersieht er.

Da und dort ist das Katzenkopfpflaster noch erhalten, und man kann sich sagen, hier, über dieses Pflaster sind die beiden erlauchten Freunde gegangen, unbekannte Reisende. Wie war Goethe gekleidet? «Er ist mit dem feinsten Geschmack bekleidet», wie Jean Paul feststellt; oder doch eher: «So werde ich immer gerne incognito reisen, das geringere Kleid vor dem besseren wählen». Sie sind gewandert, in ihr Gespräch vertieft, haben «viel theoretisiert und praktiziert, und wenn wir diesen Winter unsern Vorsatz ausführen und ein Epitome unserer Reise und Nichtreise (nach Italien) zusammenschreiben . . .», den schreibenden Geist neben oder dicht hinter ihnen, aufzeichnend, was sein Herr ihm diktierte.

So sehr sind sie in ihr Gespräch vertieft auf diesem Fussweg von Silenen nach Amsteg, dass nichts gesehen wird, als: «Bisher hatte das Tal meist gleiche Weite; nun schliesst ein Felsstock die eine Hälfte ab.»

Wenn er nicht 1779 im Wallis schon die Bezeichnung *Stock* ge-

braucht hätte, man möchte vermuten, er habe aufgenommen, dass im Lande Uri ein Berg, ein Gipfel kaum anders als *Stock* genannt wird: Urirotstock, Dammastock, Bristenstock und andere.

Mehr als eben diesen *Felsstock* widmet er dem Bristen nicht, freilich, der Tag war neblig, die Freunde sahen ihn nicht in seiner Herrlichkeit. Erst auf dem Rückweg bemerkt er auf dem Pfad nach Silenen: «Es ist ein Fehler bei Fussreisen, dass man nicht oft genug rückwärts sieht, wodurch man die schönsten Aussichten verliert». Und sicher meinte er den Bristen. Der steigt aus dem Talboden, eine Pyramide, ein Natur-Monument, ein Berg wie keiner im weiten Umkreis, erst recht, wenn seine Spitze, wie sie sicher an jenem Oktober-Sonntag war, vom Schnee bestäubt ist.

«Er besteht aus einem sehr quarzhaften Glimmerstein», analysiert Goethe und weiss nicht, dass er, der Bristen, auf vier goldenen Sockeln ruht, der Sage nach. Und hat denn niemand Goethe, dem Geologen, erzählt, dass in dieser Gegend Erz, Kupfer, Blei, Alaun gefördert wurden, bei Intschi gar Silber, das ist keine Sage. Die Bohrlöcher sind droben an der Windgälle, die Stolleneingänge unter- und oberhalb der linksufrigen Gotthardstrasse noch zu sehen.

Nachmittags dann bemerkt er: «Gleich hinter dem Orte kommt das Wasser [der Kerstelenbach] aus dem Maderaner Tal; man sieht einen Pilger- und Mineralogenstieg den Berg hinaufgehen». Und dieser Mineralogenstieg lockt ihn, den Mineraliensammler, keineswegs, er hätte ihn locken müssen, nicht nur die Mineralien, das Tal selbst. Ein prachtvolles Tal mit einem Wald, einem Bergwald, wie er ihn mächtiger und ur-gewachsener in seinem Leben sicher nicht gesehen hat, dahinter eine Allee von Wasserfällen, er, der Wasserfälle so sehr liebte, ein Goethetal wäre es geworden.

Aber er wollte auf den Gotthard und nirgends sonst hin.

Amsteg

Von Altdorf «^{1/27} nach dem Steeg», schreibt er im Tagebuch 1775, und das Bad im Schneewasser in *Dichtung und Wahrheit* ausschmückend: «Hier nun, an diesem schon genugsam wilden Angebirge, wo die Reuss aus schrofferen Felsklüften hervordrang und

das frische Schneewasser über die reinlichen Kiesbänke hinspielte, enthielt ich mich nicht, die gewünschte Gelegenheit zu nützen und mich in den rauschenden Wellen zu erquicken». Die Stelle ist nicht festzulegen, anzunehmen aber ist, dass es hinter den Kiesbänken in geschützten Tümpeln war, die Wellen nebenher rauschten; im Juni, bei Hochwasser, hätten sie ihn leicht mitgerissen.

Abgesehen von Altdorf ist ihm keine Ortschaft erwähnenswert, und doch hatte Amsteg damals seine Bedeutung; hier endete der Fahrweg, *Fuhrlasten* wurden von Karren auf Saumtiere umgeladen, es können nicht viele gewesen sein, Goethe vermerkt keine; die Geschichte freilich weiss, es wurden hier Potentaten mit Kaleschen empfangen und vierspännig bis Flüelen gefahren.

Sie kamen an jenem Sonntag von der Senke hinter dem Zwing-Uri-Hügel den Saumpfad herab und zwischen den kleinen Blockhäusern, einiges höher als die heutige Dorfstrasse, an der Heiligkreuz-Kapelle vorbei, seither von einem Wohnhaus überbaut, der gotische Eingang, vermauert, ist zu sehen, vorbei auch am Gasthaus «Weisses Kreuz», von Engländern und Franzosen in ihren Berichten erwähnt, und kehrten ein im Gasthof «Stern». Etwas weiter oben, links von der Strasse, stand wohl erst bei der dritten Reise, eben erst erbaut, das Gasthaus «Hirschen», im Kunstführer immer noch erwähnt, ein kolossaler Bau, ein Hilton-Hotel für jene Zeit, mit dreissig Fenstern in der Fassade, heute Wohnhaus; die Remise nahebei wurde längst abgerissen.

Eine Pfarrkirche gab es damals nicht, Amsteg gehörte zur Gemeinde und zur Landpfarrei Silenen, die Toten der Steger ruhten auf jenem Friedhof. Erst um 1860 durften sie, nach vielen Bittschriften an den Bischof von Chur, eine grössere Kirche bauen am Reussufer, und erst zu Beginn unseres Jahrhunderts wurde Erde geweiht für den Friedhof.

«Wir traten unsern Weg nach dem Gotthard an»,

nachdem sie wohl bis gegen drei Uhr in Amsteg im «Sternen» getafelt hatten, möglicherweise gebackene Fische, Reussforellen, die noch aufgetischt werden nach einfachsten und raffinierten Re-

zepten bereitet, und alle die alten Möbel sind auch noch vorhanden.

Das Wetter war «völlig schön», und sie begaben sich auf den Saumpfad, rechtsufrig, das längste und echtste Stück, das noch zu gehen ist. Es führt an der Flanke des Bristen empor und über die Runse der Brist-Lau, daneben das überwachsene, gemauerte Lawinenschutzloch, uralt, hinauf zum Weiler Ried mit seinen am Hang hingestreuten Häuserchen und der Kapelle des heiligen Eulogius, des Patrons der Hufschmiede. Sie standen wohl alle schon zur Goethe-Zeit. Und dort ungefähr «halb vier war die Sonne schon hinter dem Berge.»

Weiter hinten gräbt sich gleich einem Riss das Täiftal (Tieftal) in den Berg. 1775 hat Goethe mit Passavant im Juni die vom Bach unterspülte Lawine — in *Dichtung und Wahrheit* spricht er irrtümlich von «angesammeltem Winterschnee» — als Schneebrücke gequert. Sie hat ihnen den Umweg in die «Schlucht» erspart, erst 1797 erfährt er im Alptal «Schlucht nennen sie hier Tobel». Die jungen Reisenden bewunderten, «indem wir uns etwas oberhalb hinunter in die breitere Schlucht wagten, das wundersame Naturereignis.» Drei Tage danach, auf dem Rückweg, fanden sie jene Schneebrücke, «über die wir in schwer beladener Gesellschaft (mit einem Maultierzug) vor wenigen Tagen ruhig hinzogen, völlig zusammengestürzt, und da wir einen Umweg durch die eröffnete Bucht machen mussten, (hatten wir) die kolossalen Trümmer einer natürlichen Baukunst anzustauen und zu bewundern.»

Noch immer sind in manchen Sommern solche Trümmer zu bewundern von der *Baukunst* der Brist-, Lang- und Tieftallau, alle drei an der Westflanke des Bristen und berüchtigt; sie riegeln die Bewohner von Ried ab von der Umwelt, verschütten die gegenüberliegende Strasse — die neue Autobahn schlüpft durch solide Galerien —, das Trasse der Gotthardbahn zumal.

Wir aber sehen, auf Goethes Spuren, mit seinen Berichten berganziehend, dieses Bergtal, sonst auf der Durchreise nur eben zur Kenntnis genommen, sehen es neu und doch von alters her: «Der Charakter der Gegend ist eigentümlich» und «der Blick hinaufwärts verkündigt das Ungeheure», sehen die Bilder, an dem Sonntag 1797, als Maler schreibend entworfen, von Wasserfällen, einen nach dem anderen, aus eben den Lawinentälern und den Tobeln herabstür-

zend; ein «Herrlicher Blick auf die Reuss, an einer alten Fichte und einem grossen Felsen vorbei», das mag Intschi gegenüber, unweit Meitschligen, sein. In der Tiefe tost und stürzt die Reuss nicht mehr wie einst, sie ist gemässigt durch den Staudamm am Pfaffensprung, ihr Wasser geht im Berg durch die Druckleitungen zum Kraftwerk Amsteg.

Und: als Geologe und Morphologe beschreibt er das Gestein, allenthalben und immer wieder aufs genaueste, uns die Aufgabe stellend, am Weg zu erkennen, was da ist als Glimmer, Talk, Kalk, Quarz, Gneis in den verschiedensten Formen und Erscheinungen. Im Urserental dann will er sogar Jade in einer Mauer entdecken, Uris Strahler, auch die gelehrten Kristallografen sagen, Jade gebe es nicht im Gotthardmassiv.

Wohl aber Granit. Granit als Goethes Gestein, eine grosse Abhandlung hat er ihm gewidmet, «Grundfeste unserer Erde... Auf einem hohen nackten Gipfel sitzend, kann ich mir sagen: Hier ruhest du unmittelbar auf einem Grund, der bis zu den tiefsten Orten der Erde hinabreicht.»

Nach Hinterried mündet der Saumpfad in einen neu geschaffenen Weg hinter der Abschränkung oberhalb der Autobahn; er taucht eine Strecke weit dann wieder auf, endet in der alten Gotthardstrasse, auf der sich heute bei dem spärlichen Verkehr bequem nach Amsteg zurückwandern lässt; es sei, man suche den Fussweg weiter hinauf, durch den Wald, über steinige Weiden, und wieder auf der alten Strasse bis Gurtellen. Da steht wenig überhöht die St.-Anna-Kapelle, und zu ihr hin und unter deren Vorzeichen führt ein Stück von Goethes Pfad.

Sie stand vermutlich damals noch allein am Weg, ohne Häuser zu überragen «am flacheren Bett der Reuss... die Felsmassen werden immer ganzer, ungeheurer». Zum Gotthard aufsteigende Pilger und Säumer beteten hier um Schutz für ihren Gang durch das heute noch gefürchtete Steinschlag- und Rutschgebiet der nackten Steilhänge — die Autobahn hält sich in Tunneln vor Gefahren verborgen; Goethe vermerkt denn auch zum ersten Mal in dieser Gegend «Sehr schlechter Weg», da mögen Steine gekollert, Geröll gerutscht

und die Wegknechte am Sonntag noch nicht am Werk gewesen sein.

Die zu Tale Ziehenden aber flehten in Schneezeiten die Heiligen an um ihren Schutz durch das Lawinengebiet bis Amsteg.

Von Gurnellen nach Wassen

Goethe mag dort aufgeschaut haben zu dem Dörfchen auf der Bergschulter, Gurnellen mit seinem Kirchlein und den Häusern, es sind recht stattliche dabei, an einen Saumweg erinnernd, der in frühern Zeiten von Amsteg hinauf sich an der Berglehne hinzog, gegen Wassen abfiel.

Gurnellen-Wyler, nächst der St.-Anna-Kapelle, ist ein neueres Dorf, während des Bahn- und einstigen Strassenbaus gab es da eine Carbid-Fabrik, sie steht noch, zerfallend. Seit der Eröffnung der Autobahn ist es dort still in den Geschäften mit Touristenproviant und Kristallen.

Um sieben Stunden sind sie schätzungsweise an dem Tag gewandert, die einstige Wegzeit von Altdorf bis Wassen wird mit knapp fünf Stunden angegeben, wir fahren die Strecke in einer halben Stunde. Goethe aber ist gewandert, nicht um anzukommen, um unterwegs zu sein. «Durch die Gelassenheit, womit ich meinen Weg mache, lerne ich, freilich etwas spät, noch reisen», schrieb er von Tübingen dem Herzog von Weimar. Das war die Art «poetische Stoffe... in einem feinen Herzen aufbewahren», wandernd in Musse, stehen bleibend, das Einzelne als Einzelnes, das Ganze als Ganzes betrachtend.

Von Wassen nach Göschenen

finden sich nur noch kurze alte Wegstrecken, nicht wirkungsvoll genug, um begangen zu werden.

Die Wanderer querten nach Ueberwindung des *schlechten Wegs* die lakonisch erwähnte «Brücke» beim Pfaffensprung, dessen Name darauf zurückgeht, dass ein Pfäffchen sich hier in Vorzeiten mit

kühnem Sprung über den schmalen Einschnitt der Reuss setzend, sein Mägdlein auf dem Rücken, vor Verfolgern gerettet hat; auf einer Tuschzeichnung der Jahrhundertwende springt der unfrome Mann mit fliegender Soutane über den Abgrund, die dralle Maid macht lange Nase nach rückwärts.

Elektrizitäts-Anlagen um den Staudamm geben dem Ort heute ein technisches Aussehen, dahinter der langgezogene Stausee, und ihm sind die an dem Sonntag abends gesehenen «Sägemühlen» zum Opfer gefallen, wenn es nicht der industriellen Neuzeit wegen geschah.

Der einstige Pfad stieg bei der Meienreussbrücke steil an, er ist als Abzweigung von der Autostrasse zu sehen und zu begehen, am Stricker-Zeichenstein vorbei hinauf zum Hügel von Wassen, und hier war es «Nacht. Von der Höhe Rückblick in die Tiefe; die Lichter in den Häusern und Sägemühlen nahmen sich in der ungeheuren nächtlichen Schlucht gar traulich aus», und wir stellten uns die drei Gestalten vor, wie sie in der Dunkelheit des Tales und der Bergwelt stehen, sie empfindend als «Die Herrlichkeit des Herrn nach der neuesten Exegese», und unweit davon gehört hin Gottfried Kellers «Gott strahlt von Weltlichkeit.»

Sie übernachteten in Wassen, sie werden es wieder tun am übernächsten Tag «wieder am Zoll», man nimmt an, im heutigen Hotel Post, neben der Abzweigung zum Sustenpass. Ein schön proportionierter Blockbau, eines der wenigen Häuser im Kanton mit gotischen Rauten und Zeichen und dem nicht nur für Gotthard-, auch andere Berghäuser typischen beidseitigen Aufgängen; typisch für Uri aber ist die Vorkragung, das Kellergeschoss gemauert, die Wohnstockwerke in Holzblockbau, 70—80 cm vorragend.

Die Zimmer, in denen übernachtet wurde, lassen sich nicht mehr bestimmen, das Haus wurde zu Beginn dieses Jahrhunderts geschickt erneuert, die Fassade dem Vorbild getreu restauriert, die Renaissancestuben blieben erhalten.

Wassen war ein Dörfchen am Talkegel und in seiner Mulde mit eher armseligen Holzhäusern, einigen Gasthöfen, einem Susthaus, einem Fremdenspital und der schönen Barockkirche; es war Zoll-

und Umladestation, Tagesetappenort der Gotthard-Pilger und Säumer, die Zollstation gehörte dazu, und der Beginn des Passweges über den Susten, in zwölf Marschstunden ins bernische Haslital nach Meiringen führend. Als Passstrasse wurde er erst im zweiten Weltkrieg ausgebaut.

Tags danach, Montag, standen sie früh um sechs auf, es war «klar in der Nähe, Nebel lagen an den Höhen; bald entwickelten sich Anzeichen des blauen Himmels und der durchdringenden Sonne.» Immer wieder werden wir uns bewusst, hier beobachteten Fussreisende das Wetter.

Schon um sieben gingen sie diesmal ab und stiegen auf, sie kamen zu Wasserfällen, genau in ihrer Form und ihren Stürzen beschrieben, «man ist eigentlich in der Region der Wasserfälle». Einer der grössten stiebt und tost in wasserreichen Zeiten wie eh und je aus dem Rohrbachtobel, unfern der Wattingerbrücke, etwas unterhalb sind die Widerlager der alten Brücke und ein Wegstück unter dem Vorzeichen der St.-Josephs-Kapelle durch noch zu erkennen.

Der sagenumwobene Teufelsstein, auf dieser Reise unbeachtet, in *Dichtung und Wahrheit* nur erwähnt, befindet sich unterhalb Göschenen. Verwunderlich wäre, wenn Goethe die Geschichte dieses Felsbrockens nicht gekannt hätte. Sie gehört zum Bau der allerersten Brücke durch die höllische Schlucht, und es ging auch hier um den Pakt mit dem Teufel, keinem intellektuellen Mephistopheles, einem Teufel der Bergler, und der Pakt war danach: Hilfe beim Brückenbau und als Entgelt eine, irgendeine Seele, die erste, welche die Brücke queren sollte. Die schlaunen Urner schickten einen Ziegenbock, Satan geprellt, schleppte den Riesenbrocken bergan zur Zerstörung seines Werkes; ein Weiblein (nicht ein Priester, das Weibliche!) kam des Weges, schlug fromm das Kreuz, und er flüchtete heulend die Schlucht, das Tal weiter oben links hinan, weshalb es heute noch *Teufelstal* genannt wird.

«Nach acht kamen wir nach Göschenen». Das Dorf, eingekesselt von düsteren Felswänden, büschelte sich einst wie Wassen an einem wohlgeformten Talkegel. Vor bald hundert Jahren, beim Bau des Gotthardtunnels, das Grab von dessen Erbauer Louis Favre befindet sich auf dem Friedhof, ein Denkmal, hat man den Aushub

aufgeschüttet, ausgeebnet für die Schienen- und Bahnhofanlagen beidseitig des Reussbettes.

Noch windet sich die Autostrasse durch das Dorf, und dort, in der Biegung, verzweigt sie sich nach der Göscheneralp; ihr kurz folgend ins Unterdorf, fällt linkerhand der einstige Weg ab zur alten Dorfkirche und zur Steinbogenbrücke, in breitem Schwung angelegt über der Göscheneralpreuss, darüber das Zolltor, beide in ihrem massiven Mauerwerk prachtvoll erhalten.

Bis ins 18. Jahrhundert wurde hier wie an den anderen Zollstätten des Tales eine Abgabe zum Unterhalt der Strasse erhoben; Zu jener Zeit hatte bereits der Stand Uri den Unterhalt der Strasse übernommen, und damals zahlte sich das noch aus. Die Reisenden verweilten, belebten Handel und Wandel; Zschokke missbilligt 1836 die vielen Wirtshäuser längs der Gotthardstrasse, die einen nachteiligen Einfluss ausübten auf die Leute von Uri.

Von der Schöllenen-Schlucht

steht im Tagebuch 1775: «Noth und Müh und Schweis. Teufelsbrücke u. der Teufel. Schwitzen u. Matten u. Sincken biss ans Urner Loch», gestöhnt von einem immerhin geübten und ausdauernden Wanderer.

Der rückblickende Goethe arbeitet in Dichtung und Wahrheit aus: «Die Felsen wurden immer mächtiger und schrecklicher; der Weg bis zum Teufelsstein und zum Anblick der Teufelsbrücke immer mühseliger. Meinem Gefährten beliebte es, hier auszuruhen; er munterte mich auf, die bedeutenden Ansichten zu zeichnen . . . Wir mühten uns weiter; das ungeheure Wilde schien sich immer zu steigern. Platten wurden zu Gebirgen und Vertiefungen zu Abgründen.»

1797 diktierte er sachlich, nichts von Müh und Not, jedoch viermal unterbrechen die Schilderungen von der Schlucht: «Starker Stieg — harter Stieg — Stieg — starker Stieg», und die Wiederholung, das Eigentümliche geschieht, gibt die Beschwer des Weges deutlich genug wieder.

Der erste Stieg ist zu sehen gleich hinter der Zollbrücke in Gö-

schenen, hinauf zu Felsen und Waldrand, er quert wenig später die Schöllenenstrasse und etwas höher die uralte Sprengbrücke mit ihren drei elegant geschwungenen Bogen. Ein Fussgängerweg führt die Schlucht hinauf, nicht überall ist es der alte Pfad, und wir sind ihn da und dort gegangen, dem Reussbett entlang, sachte ansteigend, nicht aber die gar steilen Anstiege und über die später angelegte eiserne Leiter hinauf. Man hat sich einst die Mühe nicht genommen, erleichternden Zick-zack anzulegen, da wurde im direkten Anstieg überwunden. Den Weg, wo er in der Schöllenen verloren ging, haben wir uns vorzustellen an Felsen, am oder überm Bachbett, am Abgrund sich hinzwängend, zum Teil von Trockenmauern flankiert, zum Teil mit Fels- oder Plattentritten gestuft.

Die Teufelsbrücke, von Goethe überschritten, ist 1880 eingestürzt, spärliche Ueberreste sind zu sehen, sich hinabbeugend bei der seitherigen Teufelsbrücke unter dem eigentlich recht zierlichen roten Teufel von Heinrich Danioth. Da weht auch im Hochsommer der feuchtkalte Blaswind, die Reuss, wenn auch angezapft vom Stauwerk beim Urnerloch, lärmt in der Tiefe, man schreit sich an und zu, das Kopftuch festhaltend, fröstelnd.

Der Lärm war es, der unterhalb der Schluchtenge und oben beim Teufelstal die Gefahr in Schneezeiten erhöhte, er übertönte das Donnern der nahenden Lawinen.

Wir sind hinübergegangen, vorbei am grossangelegten Suworow-Denkmal (an den schreckensreichen Marsch der Russen 1799 und ihren Kampf gegen die Franzosen erinnernd), und haben aus einiger Höhe zwischen den himmelhohen Felsen mit ihren Runsen, Scharten und der Schluchtentiefe die Strasse mit der bergan kriechenden Schlange der Autos gesehen, die rote Raupe der Schöllenen-Bahn und hier und da einen Wanderer auf dem alten Pfad. Da gilt noch, was Goethe (zwar am Vierwaldstättersee) empfand: «Alles Menschenwerk . . . erscheint klein gegen die ungeheuren Felsmassen und Höhe.»

Und hier, mag sein an dieser Stelle ungefähr, hat Goethe 1775 sich redlich bemüht, «die bedeutendsten Ansichten zu zeichnen. Die Umrisse mochten mir gelingen, aber es trat nichts hervor, nichts zurück; für dergleichen Gegenstände hatte ich keine Sprache». Unfern von uns standen einige, sie fotografierten.

Wir, wie in einem Brevier, lasen nach, was er 1797 gleich einem dramatischen Gemälde aufgebaut hatte: Aussicht in die Tiefe, Kühe, Holzträgerinnen, Nebel und Granitwände, schäumende Reuss in enger Schlucht, Vogelbeerbaum, Fichten, Raben . . .

Das Urserental

«Mir ist's unter allen Gegenden, die ich kenne, die liebste und interessanteste; es sei nun, dass alte Erinnerungen sie wert machen, oder dass mir das Gefühl von soviel zusammengeketteten Wundern der Natur ein heimliches und unnennbares Vergnügen erregt», schreibt Goethe am 13. November 1779. «Fels und Matte und Weg sind alle überein verschneit. Der Himmel war ganz klar, das Blau viel tiefer als man es in dem platten Land gewohnt ist . . .»

Noch immer überrascht dieses Tal, von kahlen Pässen herab oder aus dem schroffen Unterland einfahrend, mit seiner Landschaft, seinem Licht, überragt von mächtigen Gipfeln, acht grossen und mehreren kleinen Gletschern, im Sommer samt grün die Talsohle, von der Reuss durchzogen, aber nicht von Umzäunungen. Fläche und Hänge scheinen von Menschenhand kaum berührt, selbst die hier und dort am Hang grau gemauerten Ställchen mit ihren Steindächern scheinen aus Natur gewachsen. Im Hintergrund, Talabschluss, der massige Kegel des Piz Rotondo.

Goethes «unnennbares Vergnügen» an diesem Tal wird von anderen Reisenden jener Zeit keineswegs geteilt; sie ärgerten sich, «kein Baum, kein Strauch, und die Bewohner unternehmen überhaupt nichts, um der Entblössung von allem Baumwuchs abzuhelfen» (Karl Kasthofer).

Der Umstand wurde einerseits dem Glauben der Bergler, Wald schade dem Weidland, zugeschrieben, andererseits fegten die Lawinen jeden Versuch von Baumpflanzungen weg. Man hat seither, von Verbauungen geschützt, aufgeforstet, bewaldet lässt das Tal sich noch immer nicht nennen, für uns ist der Zauber der samtene Linien bis unterhalb der Gipfel geblieben. Andermatt selbst ist gross geworden, im Sommer der Berg-, im Winter der Skisport. Von Menschenhand wurde viel geschaffen rund um das Dorf, Bauten,

kubisch in Beton, vor wenigen Jahren erst hat man daran gedacht, eine Bauordnung zu erlassen.

Bei Goethe war es das «reinliche Oertchen Urseren».

Urseria, auch Ursera oder Ursala hiess vor Zeiten das Dorf, alles soll von Ursa abgeleitet sein, dem römischen Namen der Reuss. Die Talschaft Urseren hat den Bär im Wappen, das Land Uri den Ur(i)-Stier, dessen Umrisse sind gleich wie als magisches Zeichen, leicht verzogen, als Kantonsgrenzen auf der Landkarte zu erkennen.

Die Geschichte des Urserentales ist eine Geschichte für sich, viel ist darüber geschrieben worden, sie hat mit das Gesicht der Landschaft geprägt.

Einst gehörte es zum Kloster Disentis, das romanische Siedlungswesen lässt sich im Dorfkern von Andermatt noch erkennen, die Bauern wohnten allesamt im Dorf, Streusiedlungen gab es keine.

Seit dem 15. Jahrhundert und noch zu Goethes Zeiten im «ewigen Landrecht mit Uri» und unter dessen Schirmherrschaft (politisch seither längst im Kanton aufgegangen), blieb es als Talschaft unabhängig, ernennt seinen Talamann, übt die Gerichtsbarkeit über sein Gebiet aus, regiert sich als Korporation im Rathaus zu Andermatt.

Fast das ganze Tal ist im Besitz der Korporation, ihr gehören die eingesessenen Talleute an, der Boden wird von ihr bewirtschaftet und genutzt; im Herbst, nach Rückkehr des Viehs von den Alpweiden, ist der allgemeine Weidgang noch üblich, «jeder soll sein Vieh, nachdem es aus der Stallung getreten, gehen lassen, am Abend auf dem Seinigen melken und zu lecken geben» (Urner Landbuch). Goethe hat im Oktober 1797 das Vieh weiden sehen auf der weiten Wiesenfläche, von keinen Umzäunungen gehindert. Das fällt umso mehr auf, als im Reusstal unten das Landbuch vorschreibt, jeder habe sein Eigentum, und sei es noch so klein, zu umzäunen.

Von irgendwem hat Goethe in der Schöllenen erfahren: «Das Tal Urseren baut den Weg fast bis Göschenen». Den Ursenern wird die Initiative zum Bau von Pfad und Brücke durch die Schlucht zugeschrieben, und ihre Unterhaltungspflicht ging damals bis zum untern Ende der Lawinengalerie, der ersten nach Göschenen; später nur noch bis zum Teufelstal, bevor alles zur Kantonsstrasse wurde.

Zur grossen Zeit des Gotthards ein reiches Tal. Hier weideten Kuhherden und Pferde aus Ungarn, bevor sie zum Verkauf über den Berg getrieben wurden, die grossen Familien waren angesehen bis Luzern. Die Eröffnung der Gotthardbahn war ein schwarzer Tag für die Ursener, die Urner überhaupt; manche Häuser sollen schwarz beflaggt gewesen sein, als der erste Zug bekränzt und besetzt mit feierlichen Gästen zum Tunnel und unter dem Urserntal hindurch dampfte.

Andermatt-Hospental

Als erstes, nach der «flachen grünen Wiese», erblickte er die «Ursener Kirche», und da wir Goethes Kunstgeschmack kennen, dachten wir vorerst, er meinte die St.-Kolumban-Kirche, gleich links nach dem Urnerloch am Kirchhügel, spätromanisch und das Innere schlicht, unverdorben. Zu jener Zeit stand sie allein im Grünen, jetzt reicht sie nur wenig aus dem Festungsgebiet heraus.

Die St.-Kolumban-Kirche ist es nicht gewesen, in *Dichtung und Wahrheit* beschreibt er näher: «Ueber dem reinlichen Oertchen Urseren und seiner Kirche, die uns auf ebenem Boden entgegenstanden», also war es die Pfarrkirche St. Peter und Paul, vom einst berühmten Urner Baumeister Bartholomäus Schmid (1696) zum Barockbau umgebaut, im Inneren mit beschwingten Kostbarkeiten im Kunststil der Gegend geschmückt; in der Reformation wurden die Häupter der Zürcher Stadtheiligen Felix und Regula hierher geflüchtet.

Goethe bog aber lange vor der Kirche vom Weg ab in die «Drei Könige», denn «schon war alle Mühe vergessen, der Appetit stellte sich ein.» Das war am Montag, und auch am Mittwoch zurückwandernd assen sie dort zu Mittag, «der Wirt heisst Meyer», die Familie ist heute Besitzer vom Hotel «Meyerhof» in Hospenthal, ihr Urgrossvater hat ihn gebaut, vermutlich der Sohn von Goethes Wirt.

«Drei Könige», an der Einmündung der Oberalp-Strasse gelegen, 1952 verschüttet und zerschlagen von einer Lawine, wiederaufgebaut, weist als Zeichen aus alter Zeit noch das vergoldete Wirtshausschild auf mit den drei morgenländischen Wanderern; am Ho-

teleingang aber ist eine Tafel aus Gotthard-Serpentin, die einzige, die im Kanton Uri auf den Besuch hinweist: «Hier wohnte Goethe 1775».

Nachmittags zogen sie weiter, durch das Dorf, auf der Strasse, auf der auch wir gehen, die Passstrasse mit Granitplatten und Pflasterung. Zu beiden Seiten reihen sich Gasthöfe, alte und neuere, Vorkragenhäuser, kleinere und grosse, das grösste davon «Haus Babylon», ein imposanter Blockbau.

Das Rathaus war 1797 dreissig Jahre alt, 1767 neu erbaut mit Bauteilen aus dem 16. Jahrhundert; ein wütender Brand hatte damals das Rathaus, das ganze Dorf zerstört, die Bewohner um Hab und Gut und Vieh gebracht.

Manche der vor zweihundert Jahren wieder aufgebauten Häuser sind im Aeusseren seither nicht eben geschickt renoviert und modernisiert worden, im Inneren aber blieben da und dort prächtige Treppenaufgänge, Buffets, so im *Haus Christen*; schwerlich jenes des «Spezereihändlers Carl Andreas Christen, der mit Mineralien handelt.»

Nach Hospental führt noch ein Fussweg, doch ist es nicht der befahrbare Plattenweg von einst, dieser soll sich durch die Ebene den sachten Windungen der Reuss entlang gezogen haben; jener Fussweg gilt als einstiger Nebenweg; vielleicht sogar als erster Hauptweg aus der Zeit, zu welcher der Pfad vom Ausgang der Schöllenen, das Urnerloch umgehend, in mühevolem Aufstieg den Bänzberg erklimmte und steil ins Tal hinunter, von dort weiter am linken Reussufer bis Hospental führte.

Ungewiss ist, welchen Weg die Wanderer damals gegangen sind, gewiss ist, sie sind den Pfad zum Dörfchen Hospental «mit seinem alten Turme völlig wie vor alters» hinaufgestiegen und dort die «Brücke über die Reuss» gegangen. Sie ist erhalten neben der heutigen Strassenbrücke, etwas tiefer gelegen, eingefasst von einer Krone aneinandergelehnter Steinblöcke, von Moosflechten rostigbraun überzogen, in der Mitte eine Steinplatte, auf der mit einiger Mühe zu entziffern ist

16+81 Hiohan Jacob Muler Derzit
 Seckelmeister.

Unfern steht das «Gasthaus Gotthard», ältestes im Ort, aber Goethe ist «zum goldenen Löwen oder der Post eingekehrt»; es hiess «Goldener Löwe», und die Post war im Hause; seither mehrmals umgebaut ist es ohne Gold der «Löwen».

«Um halb neune von Hospital aufwärts».

Wirklich, der alte Pfad ging und geht aufwärts, recht steil, und er kreuzt, ein spielerisch in die buckligen Matten gelegtes Band, die spitzen Kehren der grossen Strasse, er läuft, zuerst oberhalb, dann unterhalb von ihr, vereinigt sich erneut mit ihr, um dann hinunter zum Reussbett abzufallen und sich fortan ihm entlang über das Gotthardmätteli «den ersten Schnee neben uns» zu ziehen, zum Gamsboden hinauf Höhe gewinnend. Da ist ein neu getretener Weg, vom alten sind noch die Randsteine zu sehen. Ein Seitenarm der Reuss wird gequert, von da ist der Pfad von Lawinen und Bergwassern arg zerrissen; später wird er ansehnlich für militärische Zwecke. Der Weg erreicht dicht unterhalb des Kantonsgrenzsteins Tessin-Uri die Strasse, verliert sich am steilen Talriegel bis hin zum Campo dei Morti, zum Feld der Toten.

Es lässt sich denn auch hier nicht auf Schritt und Tritt Goethes Weg folgen, allein das Erlebnis, es auch nur für ein Stück weit zu tun, ist Eindruck genug, nicht nur, um mit Goethe zu schauen: «Der Weg geht an der über Felsen sich immer hinabstürzenden Reuss hinauf und die Wasserfälle bilden hier die schönsten Formen» (13. November 1779), Eindruck genug, auch als eigenes Erlebnis. So vom Grund des Tales, von der Tiefe und der Mitte aus, zu beiden Seiten hoch herabfallend die Hänge, dürftiges Grün, Geröll, Felsen und am Himmel die Gipfel, so geht man im Bewusstsein, hier und nur hier auf dem diesem Tal angemessenen Weg zu sein. Hier und nur hier gibt sich der Rhythmus des Tales in seinem Stufenanstieg und des Wassers in seinem Fall zu erkennen; die Autostrasse, die windet sich hinauf zur Seite, auf etwas Höhe und über etwas Tiefe.

Für die drei Wanderer im Oktober 1797 war «schöne Sonne und ganz heiterer Himmel, die Gipfel weiss überstäubt . . . der schöne, breite, gleichförmige Wasserfall, Glimmerschieferplatten stürzen ge-

gen den Berg ein, über die denn das Wasser hinüberströmen muss.» Das mag die Reuss über dem mächtigen Absturz zum Brüggmätteli sein. Und gewiss hat sich Goethe an die Wanderung von 1775 erinnert und Meyer davon erzählt; denn hier versöhnte er sich mit Passavant, der grollend ob der verhinderten Italienreise nur zaudernd folgte «bis uns jener herrliche Wasserfall wieder zusammenbrachte, zusammenhielt, und das einmal beschlossene endlich auch für gut und heilsam gelten sollte.»

«Moor, Glimmersand, Schnee. Alles quillt um einen herum. Seen», sie sind nun beim Campo dei Morti, von dem im Tagebuch 1775 steht: «Oede wie im Thale des Todts — mit Gebeinen übersät», Vision des Grauens und doch der Wirklichkeit nahe. Zu allen Zeiten war dieser Gebirgskessel gefürchtet, von allen Seiten stürzten Lawinen, noch immer wirkte er unheimlich, grauweiss, mit seinen merkwürdig farblosen Seen, dem moorigen Grund; ihm ausweichend wand der Weg sich einst am Rand in die Höhe.

«Wir nahten uns nach und nach dem Gipfel», mehr Aufmerksamkeit gibt er an diesem Tag der Passhöhe nicht, 1779 aber erklärt er ausführlich: diesen Gipfel, «... den Sie sich wie einen kahlen Scheitel mit einer Krone umgeben denken müssen ... Man ist hier auf einer Fläche, ringsum wieder von Gipfeln umgeben, und die Aussicht wird in der Nähe und Ferne von kahlen und auch meistens mit Schnee bedeckten Rippen und Klippen eingeschränkt.»

Das Hospiz auf dem Gotthard,

höchstes und wichtigstes von den acht Fremdenspitteln und Herbergen — *um mittellose Durchreisende aufzunehmen* — von Flüelen bis Airolo, hier war arm und reich beisammen. Nun ja, die Mittellosen hausten zu mehreren in einem Anbau, neue Entdeckungen weisen auf eine regelrechte Karawanserei mit Innenhof; Preistarife gab es nicht, wer guten Willens war, bezahlte, soviel er konnte, und interessant wäre zu wissen, wieviel die Exzellenz aus Weimar den Patres bei den drei Besuchen in die Hand gedrückt hat. Bekannt war eine Unterkunft auf der Passhöhe seit dem 12. Jahrhundert, im 14. Jahrhundert sind dem Talbuch von Urseren

Beiträge an den Unterhalt der Herberge auf der Passhöhe zu entnehmen; sie wurde vergrössert und noch mehr vergrössert. Kardinal Visconti von Mailand gründete 1685, hauptsächlich für die wachsende Zahl der Rompilger, das Kapuzinerklösterchen; zwei Patres standen ihm vor bis zur Aufhebung der Klöster im Tessin 1881.

Ende 18. Jahrhundert befand sich ein grosses Susthaus unterhalb des Hospizes, heute Garagen; über dem Weg waren die Stallungen, achteckig wie ein Baptisterium, darin um 50 Pferde Platz fanden auf kleinem Raum, im Kreise aufgestellt wie in einem Karusell; sie wurde 1799 während des Franzosenkrieges zerstört.

Südlich unterhalb des Hospizes, Goethe muss sie gesehen haben, grau gemauert — nun zugemauert — die Totenkapelle zwischen Grasbüscheln im grauen Gestein. Hier bewahrte man die Toten auf, Lawinenopfer, ums Hospiz Zusammengebrochene, Erfrorene und von den Führern Gebrachte.

Das erinnert an die von Goethe nach dem Abendessen in Realp (1779) aufgezeichneten Erzählungen, im Tagebuch als «schöne Geschichten und Gesinnungen unserer Führer» vermerkt, von deren Gelübde, selbst Tote an ein Ziel zu bringen. Den Winter über und bis sie zum nächsten, ihrem Glaubensbekenntnis entsprechenden Friedhof gebracht und bestattet werden konnten, blieben die Leichen in klirrender Kälte in der Kapelle, aufrecht gegen die Mauer gelehnt.

«Ich erkannte das Haus nicht wieder. Vor einiger Zeit ist es durch eine Schneelawine stark beschädigt worden; die Patres haben diese Gelegenheit ergriffen und eine Beisteuer im Lande eingesammelt, um ihre Wohnung zu erweitern und bequemer zu machen.» (1779)

Wieder wurde eine Beisteuer gesammelt vor einigen Jahren, diesmal um das Hospiz, den ganzen Komplex mit Gasthaus und Nebengebäuden, *dem Lande* zu erhalten. Der bisherige Besitzer hatte in Zeitungen zum Verkauf angeboten, ausländische Interessenten meldeten sich, der Verkauf schien vor dem Abschluss; ein Sturm erhob sich dagegen, die Massenmedien griffen ein, der Gotthard soll nicht in fremde Hände übergehen, auch aus Gründen der Landesverteidigung nicht. Die Gelder flossen von überallher, die Anlage auf

der Passhöhe gehört nun einer Stiftung, der Gastbetrieb ist in Pacht von einer Aktiengesellschaft, der, wie es sich auf Tessinerboden gehört, Tessiner angehören, auch Urner. Die Leitung hat der heutige Besitzer vom Hotel «Stern und Post» in Amsteg übernommen, der Nachfahre jener Wirtin, bei der Goethe einzukehren pflegte; sein Grossvater mütterlicherseits wurde als Sohn des einstigen Hospiz-Wirtes dort oben, mitten im Winter, im Februar, geboren.

Auf dem Gotthard

Es braucht einige, es braucht viel Fantasie, sich in den Strassen- und Parkplatzanlagen, dem Gewirr von wegweisenden Tafeln, Autobussen und Autos, Touristen aus vielen Ländern, den älteren und neueren Häusern, dem Fliegerdenkmal mit Adler — für den Piloten, der hier während des letzten Krieges abgestürzt ist — den Kiosken und dem Gasthaus, in dem allen sich die Ankunft einstiger Reisender vorzustellen, das Neue wegzudenken, nur das Hospiz mit Nebengebäuden, Stallungen zu sehen, es will und will nicht gelingen.

Dann, bisher unbeachtetes Einzelnes, und das Bild von einst ist da: Am Hospiz, kahler, mehrstöckiger Steinbau, an der nach Norden fensterlosen, nur mit kleinen Luken versehenen Fassade, hoch im Giebel, einem hölzernen Vogelkäfig gleich, der Ausguck. Von dort oben schauten die Kapuziner aus nach Ankommenden, nach Erschöpften, in der Steinwüste Umherirrenden, horchten auf Hilferufe bei Sturm, Nebel, Schneetreiben.

Das Hospiz selbst, der alte Weg führt holperig hinauf, befindet sich derzeit im Umbau, es wird ausgekernt; die einstige Kapelle hat man zu restaurieren begonnen und ist dabei auf darunterliegende Kapellen gestossen, die Ausgraber frohlocken über sensationelle Funde. Die Zimmer, nicht verändert in der Form, sollen entstehen für den Direktor des Hospiz-Gasthauses, für die Angestellten.

Das Haus, zugegeben, ist nicht mehr in allen Teilen jenes von einst. Vor etwa siebzig Jahren brannte es aus, das Gemäuer, soweit es beschädigt war, wurde mit alten Bauelementen wieder aufgebaut; die Steinstufen, die ausgetretenen, über sie muss Goethe gegangen

sein. Nichts hat denn auch auf dieser Suche nach seinen Spuren mehr berührt, als in diesem Hospiz die Steinstufen — überall hämmernde Arbeiter, Staub und Mörtel, herausgerissene Leitungen — und oben, in der Zimmermitte «eine warme geräumige Stube», der mässig hohe Ofen, keinesfalls jener aus dem 18. Jahrhundert, immerhin, der Gedanke an 1779, das Stubengefühl in dem Satz: «Es wird immer kälter, man mag gar nicht von dem Ofen weg. Ja es ist die grösste Lust sich oben drauf zu setzen.»

Es war wie Rührung, Zärtlichkeit für dieses Gemäuer, es hat ihn beherbergt, hier fühlte er sich am Ziel, geborgen.

Dann der Blick in übrige Räumchen: «Wir schiefen eine ruhige Nacht in etwas kurzen, an der Wand befestigten, eher an Repositorien als Bettstellen erinnernden Schlafstätten» (*Dichtung und Wahrheit*). Und der Blick durch die verstaubten Fenster in den dicken Mauern, hinaus gen Süden, ins Gewirr der Gipfel und hinab ins Tessintal, dort «an dem Fusspfad, der nach Italien hinunter ging», hat er 1775 gezeichnet, die Bergkette Il Vespero, und Passavant trat herzu und wollte überreden, nach Italien hinabzusteigen, es war am 23. Juni, an Lili's Geburtstag.

Zuletzt, heraustretend vor die Haustüre, ein scharfer Wind blies daher, und es war doch Sommer, an der Hausecke die Sicht auf die Gipfel nördlich und östlich, leicht verhüllt, tauchte das Bild von 1779 auf:

«Gegen Abend traten wir einen Augenblick vor die Haustüre heraus, um uns vom Pater denjenigen Gipfel zeigen zu lassen, den man für den höchsten des Gotthard hält». Da standen sie also, Goethe, der junge Herzog Karl August und der Jäger Hermann mit Pater Lorenz, an dieser Hausecke in grimmer Kälte, ausschauend nach dem Piz Centrale, der mit seinen 3001 m wohl schon damals als der Höchste galt. «Wir konnten aber kaum einige Minuten dauern, so durchdringend und angreifend kalt ist es», und sie traten zurück ins schützende Haus, in die Stube zum wärmenden Ofen.

Tags danach begaben sie sich auf den Heimweg.

Es war ein merkwürdiges Gefühl, ihrem Weg folgend, auf dem Gotthard zu stehen und dann, nicht wie sonst, gleichsam die Flügel auszubreiten, hinabzugleiten, südwärts, immer mehr südwärts, den

Gotthard nicht als Uebergang, vielmehr als Grenze, als Ziel zu erleben, wieder nach Norden zurückzufahren.

Goethe und die Kapuziner

Im November 1779, in der Ungewissheit, ob über die Furka — wie ein Purgatorium erscheint sie — zum Gotthard aufgestiegen werden könne, da seine Gedanken immer wieder um den «Gipfel» kreisen, kommen auch immer wieder die Kapuziner vor, und, endlich dort oben, datiert er seinen Brief an Frau von Stein «Auf dem Gotthart bey den Capuzinern», als gehörten sie mit zum Ziel.

Da mag etwas Koketterie dabei sein: Seht, ich der Minister, der Dichturfürst und «naturfromme Heide», ich ziehe hinauf zu einfachen Mönchen; er meint Pater Lorenz, auch Pater Seraphim, der «schon dreizehn Jahre auf diesem Posten aushält», den er aber nicht kennen lernte, einmal war er in Mailand, bei andern Besuchen erwähnt er ihn nicht.

Zwischen Goethe und dem Gottesmann in der Einöde hat wohl eine echte Beziehung bestanden, und dieser Pater Lorenz (wahrscheinlich Lorenzo, er sprach italienisch und gehörte zum Bistum Mailand) muss eine Persönlichkeit besonderer Prägung gewesen sein, ein König des Gotthards, humor- und kraftvoll, berg- und reisegewohnt, ein Weltmann und Politiker, gelassen, den Umgang mit hohen Herren gewohnt, gewohnt auch, arme Pilger, Kranke zu pflegen, Sterbenden beizustehen.

Mit dem zweiten Kapuziner, der Köchin und einem jungen Mann, von Luzern heraufgeschickt von Häusern, «welche das Postgeschäft dieser Hauptstrasse zu besorgen hätten . . . , die hier oben auf dem Scheidepunkt mit allen in diesen Angelegenheiten eingreifenden Umständen und Vorfällen bekannt werden sollten», hatte er Hospiz, Post und Stallungen zu verwalten.

1797 fand er «den Pater Lorenz noch so munter und guten Mutes als vor zwanzig Jahren», also war er mindestens 24 Jahre in dem Hospiz.

Goethes Gotthard-Erlebnis

«Endlich sind wir auf dem Gipfel unserer Reise glücklich angelangt! . . . Ich komme mir sehr wunderbar hier oben vor», das war im November 1779, nicht nur Genugtuung, das Ziel einer langen Reise ist erreicht, Jubel klingt mit, und Goethe hat später diese zweite Reise als die glücklichste Zeit seines Lebens gesehen.

Es ist denn auch, als spiegelten sich in seinen drei Reisen zum Gotthard, in Tagebuch 1775 und *Dichtung und Wahrheit*, in den Briefen von 1779 und 1797 drei Lebensabschnitte.

Für den jungen Dichter, der mit Passavant hinaufstürmte, die erste Wanderung in ein fremdes Land, Erfüllung der Sturm- und Drang-Sehnsucht nach der grossen Bergwelt, zur Grenze seines Kulturraumes und die Versuchung, nach Italien abzusteigen, der Entschluss zur Umkehr, die seine Zukunft entscheiden sollte.

Als hätte sich der Gotthard in den vier Jahren danach in seiner Erinnerung verklärt zu einem mystischen Ziel, zu eben dem magischen Berg, ist die Ankunft auf dem «Gipfel» dann Erfüllung, Höhepunkt, er selbst gereift, stiller geworden, innerlich gewachsen.

Fast zwanzig Jahre später, die Wanderung mit dem endlich wiedergefundenen Freund ist wichtig, die Landschaft als Bild und in ihrem morphologischen Gehalt, auf dem erreichten Gipfel wird es wie Ernüchterung, als hätte die Magie des Berges ihre Wirkung verloren.

Zwar schreibt er dem Herzog Karl August «Tausendmal, ja beständig habe ich mich der Zeit erinnert, da wir diesen Weg zusammen machten», das ist Rückblick, nicht nur Höflichkeit dem Landesfürsten gegenüber. «Ich habe viel Freude gehabt, diese Gegenstände wieder zu sehen und mich in mehr als einem Sinne an ihnen zu prüfen.» Rechenschaft, die er sich schon 1779 im Blick zurück auf die Reise von 1775 abgelegt hat, die sich dann erneut aufdrängte.

«Nach Tisch gingen wir hinunter und waren so leicht und bald wieder in Hospenthal, dass wir uns verwunderten und der Bergluft diese Wirkung zuschrieben.»

Damit ist das Gotthard-Erlebnis abgeschlossen,» so leicht und bald» ist er weggegangen, ein Abschnitt, eine Beziehung, gleich wie

manche seiner Beziehungen zu Menschen, hat sich erfüllt, ist überlebt, abgefallen.

Fast erlöst «von den Winterszenen des Gotthards, die nur noch durch Mineralogie belebt werden können», wieder in Stäfa zu sein, schreibt er an Cotta, «haben wir uns in ein Museum zurückgezogen, das durch die von Meyer aus Italien mitgebrachten eigenen Arbeiten und sonstige Akquisitionen gebildet wird, und sind also von dem Formlosesten zu dem Geformtesten übergegangen», zu den Werken der Antike, er selbst, nun mit der Frage beschäftigt, wie sich die Form zum Stoff verhalte, Form und Ebenmass.

War ihm 1779 noch die Bergwelt Massstab, an dem er sich prüfte und zu behaupten vermochte, fiel es ihm diesmal als Künstler des Nordens, des Flach- und Hügellandes, schwer, «vom Formlosen zur Gestalt überzugehen, und wenn er auch bis dahin durchgedrungen wäre, sich dabei zu erhalten.»

Und wenn er (für uns) bis zur Ermüdung Gestein um Gestein beschreibt, aufzählt, findet sich in den Gesprächen mit Eckermann die Erklärung:

«Die Schweiz machte anfänglich auf mich so grossen Eindruck, dass ich dadurch verwirrt und beunruhigt wurde; erst bei wiederholtem Aufenthalt, erst in späteren Jahren, wo ich die Gebirge bloss in mineralogischer Hinsicht betrachtete, konnte ich mich ruhig mit ihnen befassen.» Jedoch 1797: «... hatten wir des Felsanschauens auf dem Gotthard für diesmal genug», schreibt er unwirsch von Stäfa aus in einem ohnehin etwas gereizten (*letzten*) Brief an Barbara Schulthess.

Abgefallen das Gotthard-Erlebnis? Es kehrt wieder in dem Gedicht «Euphrosyne», der Schauspielerin Christiane Becker-Neumann gewidmet; die Nachricht von ihrem Tod «überraschte mich im formlosen Gebirge». Er konzipierte dort das Gedicht «Liebende haben Tränen und Dichter Rhythmen zur Ehre der Toten», vollendete es ein Jahr danach, und es beginnt:

«Auch von des höchsten Gebirgs beeisten zackigen Gipfeln
Schwindet Purpur und Glanz scheidender Sonne hinweg
Lange verhüllt schon Nacht das Tal und die Pfade des Wandrers,
Der, am tosenden Strom, auf zu der Hütte sich sehnt

Zu dem Ziele des Tags, der stillen hirtlichen Wohnung.»

Die rauhe Gotthard-Welt wird bevölkert von griechischen Musen und Göttern, wird in die Form der antiken Hexameter gefasst.

Die Welt kehrt wieder im zweiten Teil des Faust, nach Helenas Verlust, auf starke zackige Felsengipfel versetzt:

«Der Einsamkeiten tiefste schauend unter meinem Fuss,
Betret' ich wohlbedächtig dieser Gipfel Saum
Gebirgsmasse bleibt mir edel-stumm,
Ich frage nicht woher und nicht warum —
Als die Natur sich in sich selbst gegründet,
Da hat sie rein den Erdball abgeründet,
Der Gipfel sich, der Schluchten sich erfreut
Und Fels an Fels und Berg an Berg gereiht.»

III. Teil

Was Goethe im einzelnen beobachtet hat

Die Menschen von Uri

Auf jener Reise durch das Neckartal und durch Schwaben hat er da und dort den Menschenschlag beschrieben, Frauen und Männer und ihren Habitus, nicht aber zum Gotthard hinan. Man vernimmt ab und an örtliche Besonderheiten, nur im Gespräch zu erfahren, aber kaum ein Gesicht taucht auf, keine direkte Aussage, und nie äussert er sich über den Typus der Einheimischen. Mag sein, ihm galt noch immer, was er 1779 geschrieben hat: «Ich bemerke, dass ich den Menschen weniger erwähne; sie sind auch unter diesen grossen Gegenständen der Natur, besonders im Vorbeigehen minder merkwürdig.»

Also ist es eine eigentümlich unbewohnte, eine menschenleere Gegend, durch die Goethe zieht, und doch war das Tal schon damals

dicht besiedelt. Andere Reiseberichte jener Zeit beklagen diese Uebervölkerung mit als Grund zu Armut und Auszug der jungen Leute — nicht nur jene der grossen Familien — in fremde Kriegs- und andere Dienste. Sie kehrten zurück, meist nach ungefähr zehn Jahren, angesehen und 'gebildet', kamen zu Arbeit, gar Wohlstand, wenn sie nicht verkrüppelt oder verkommen in Wirtshäusern herumlungerten und zur Plage des Landes wurden.

In jenen Berichten wird recht streng darüber und über die Mentalität der Talleute geurteilt (als wie in heutigen Berichten von Entwicklungsländern), einerseits von der Ausbeutung durch die Besitzenden, vom Einfluss der Kirche, ihr wird vom Uebel einiges angekreidet; anderseits von der Lethargie, in der sie dahinlebten, ohne Eifer, etwas zu erlernen, ihrem Fatalismus, in dem sie nicht versuchten, ihre Lage zu verbessern, dem Boden mehr abzugewinnen.

Und trotz der Lethargie und dem Fatalismus haben die Urner um ihrer Freiheit willen nicht nur jenen in der Jagdmatt geplanten Aufstand gegen die Franzosen, kurz danach noch einen zweiten unternommen. Einerlei, es muss ein kümmerliches Völkchen gewesen sein, das sich talauf und talab am Wegrand zeigt, vielleicht hat Goethe als Aesthet es bewusst übersehen, sich dennoch, wie 1779, eingestanden, dass man bei längerem Aufenthalt

«... gar interessante und gute Menschen finden würde.»

Zwei hat er auch bei kurzem Aufenthalt gefunden, am 4. Oktober: «In Urseren besuchten wir die Kabinette des Landammann Nagers und Dr. Halters, siehe ein mehreres Fol...», doch davon soll die Rede nicht sein, auch nicht von dem Brief, den er später Dr. Halter geschrieben hat. Vielmehr davon, dass mit grosser Sicherheit Goethe die beiden Namen: Pannerherr und Talamann von Urseren Frank Dominik Nager und Talarzt von Urseren Dr. Felix Halter erhalten hat vom Maler Felix Maria Diogg. Am 23. September hatte er «Bekanntschaft mit Maler Diogg und mit Bannerherr Zwicki von Glarus» gemacht in Stäfa; zu vermuten ist, dass Bannerherr Johann Peter Zwicky von Glarus, Verehrer von Goethe, diese Bekanntschaft als Ereignis seines Lebens gesucht hat, und mit

seinem Freund und Schützling, dem Maler Felix Maria Diogg, ist er nach Stäfa gekommen.

Diogg war *der* Porträtist seiner Zeit, er hat nicht nur die Zürcher Gelehrten, die Goethe alle kannte, auch die Berühmten des Landes gemalt, die grossen Familien der übrigen Schweiz und im Elsass, auch Fürstlichkeiten in Karlsruhe.

Das Oeuvre Dioggs wird auf sechshundert Werke geschätzt, es sind aber nur noch um 300 vorhanden in Museen und Privatbesitz, im Stil des ancien régime, übergehend zum Biedermeier.

Felix Maria Diogg, der Urner Maler — später zwar Bürger von Rapperswil — ein Komet am Kunsthimmel des Kantons. Nicht dass ein amusisches Klima wäre am Gotthard; es hat in früheren Jahrhunderten Maler, Bildhauer und Baumeister gegeben, ganze Künstler-Dynastien, ihr Ruf ist allerdings nicht weit über die Kantonsgrenzen hinaus gelangt; im Lande selbst sind ihre Werke noch vorhanden, in Kirchen hauptsächlich, beachtlich, liebenswert.

Und es hat in unserem Jahrhundert den Maler Heinrich Daniöth gegeben, auch ein Urserner von Andermatt, in Altdorf geboren. Von ihm sind die Illustrationen zu Eduard Renners «Goldener Ring über Uri», dem Buch «*von Erleben und Denken unserer Bergler, von Magie und Geistern und von den ersten und letzten Dingen*», in lebenslanger Erfahrung und geduldiger Erforschung geschrieben, einzigartiger Zugang zur Sagen- und Seelenwelt dieser Talleute.

Goethe hat die Märchen fremder Länder und des Ostens gelesen, er hätte — bei längerem Aufenthalt — in diese Sagenwelt eindringend eine Zone der Fantasie entdeckt, wie sie anderswo kaum erfahrbar ist. Fantasie weltabgeschiedener Bauern, den Mächten der Natur ausgeliefert, der Einsamkeit auf ihren Eigen, den Donner Nächten auf ihren Alpweiden, der Dunkelheit ihrer Winter.

Für sie sind stärker als ihr katholischer Glaube und viel tiefer wurzelnd die personifizierten Mächte der Natur, das Magische im Gegensatz zum Animistischen, der Zauber im Wort, gesammelt im ES. ES, kaum in einigen Sätzen zu umschreiben, «zum Gott oder Teufel fehlt ihm die Gestalt», das Numen, das Unnennbare. ES lässt Lawinen niedergehen, Bergrutsche und Steinschläge, Kuh-

herden abstürzen. Bannsprüche, Bannformeln und Bannhandlungen, Bannzeichen über der Stall-, der Haustüre oder an gefährlichen Stellen vermögen bisweilen ES zu bezwingen; auf die richtige Frage, die richtige Antwort kommt es an, auf das Verhalten ihm gegenüber. Am besten, man übersieht, ist nicht da für ES, man selbst ist nicht vorhanden, gibt sich unangreifbar. Man tut nicht dergleichen.

Gewiss, Radio und Fernsehen dringen bis in die hintersten Talwinkel, klären auf, und doch geistert ES noch in den Köpfen der Bergler, in Katastrophen-Wintern zeigt es sich allemal wieder.

Die Wirte

Namen hat Goethe vermerkt in seinem Bericht, so wie wir sie in unser Adressbüchlein schreiben, von zwei Mineralienkabinetten und einem -Händler, von Wirten hauptsächlich. In deren Gasthäusern stieg die vornehmere clientèle ab, für die Säumer und Ihresgleichen gab es die billigeren Unterkünfte, für die Armen die Fremdenspitäler.

Diese Wirte und ihre Familien, ganze Dynastien, gehörten zur Oberschicht, sie kannten sich aus in der grossen Welt und deren Sprachen, hatten daneben oft behördliche Aemter inne, wie der Talschreiber und Wirt von Drei Könige in Andermatt.

Er fügt den Namen kurze Bemerkungen bei. In Altdorf: «Der Wirt zum Schwarzen Löwen heisst Franz Maria Arnold». Sonntagmorgen: «Höflicher Abschied vom Wirt. Schein wechselseitiger Zufriedenheit».

Auch andernorts hat er sich, 1779 besonders, nicht unbedingt befriedigt von der Bewirtung geäussert, verblüffend ist, dass er ausgerechnet im Hauptort Uris diese und keine andere Formulierung braucht. Das Sich-nichts-anmerken-lassen, nun ja, unter höflichen Menschen ist es üblich, hier aber möchte es vom «Nicht-dergleichen-tun» her gesehen werden. Das ES ging über in Fleisch und Blut und in den Alltag, dieses «Müäsch nyt derglychä tüä» beginnt schon bei den Schulkindern, hernach wird ja doch geredet.

In Amsteg pflegte Goethe im Gasthaus «Stern» einzukehren. Der

heutige Besitzer ist stolz darauf, seine Ahnfrau, zwar mit Namen nicht genannt, wurde als Wirtin, wenn auch nicht im besten Sinn, von Goethe erwähnt: «Wasser- und Brotgelübde der geizigen Wirtin», ob belustigt oder verärgert über soviel verdächtige Frömmigkeit, bleibt ungewiss.

In Wassen, im Gasthof «Am Zoll», wurde mindestens dreimal übernachtet, und 1797 sassen die drei Reisenden beim Essen, Goethe, guter Zuhörer, liess sich von der alten Wirtin ihre «Familiengeschichte sowie ihre Geduldslehre» erzählen, Schicksals- und Naturergebenheit also.

Dieses Dreigestirn von Wirten wirkt wie die erstaunlich ausgedachte Verteilung von Rollen, Eigenschaften der Urner personifizierend, wozu allerdings, trotz Lethargie und anderem, ein Chor käme von lebensnahen, wachsamem, misstrauischen, rebellischen und witzigen Stimmen; wer Urner auf dem Tanzboden gesehen hat, glaubt an vulkanischen Urgrund, nicht an Granit und Gneis.

«Die holztragenden Weiber»

Wir sehen sie heraufsteigen durch die Schöllenen mit Kuhherden und Nebel, vom Holz auf dem Traggreff überragt, gebeugt unter der Last, mit Wanderstöcken vielleicht oder die Arme vor der Brust gekreuzt, ärmlich grau gekleidet, das Kopftuch im Nacken verknotet.

«Sie erhalten oben im Urserental 6 Groschen, die Last, die sie bei Göschenen für drei Groschen kaufen, die andere Hälfte ist ihr Traglohn.»

«Hier wachsen keine Bäume», schrieb er 1779, es sei das «heilig geachtete Fichtenwäldchen», Karl Kasthofer, ein anderer Reisender jener Zeit, aber empört sich: «Wie wunderbar ist die Entblössung von allem Baumwuchs! Wie lang schon haben die Bewohner der Talschaft Ursern so gar nichts gethan, diesem Mangel an Holz abzuhelpen. Ganze Züge armer Weiber und Mädchen wandern zwei Stunden weit nach Wassen hinunter, um das Brennholz in Bündeln von sechzig bis fünfundsiebzig Pfunden anzukaufen und in Urseren ... zu verkaufen. Den Winter hindurch, wenn die Teufelsbrücke

hoch überschneit ist, waten oft bejahrte Weiber, die schweren Holzbürden an den Rücken gebunden, auf Händen und Füßen über die schreckliche Brücke; immer in Gefahr, bei heftigen Windstößen in die tobende Reuss gestürzt zu werden.»

Drei Groschen Verdienst; ein Viertel Salz kostete um 3 Gulden; Brot kann als Vergleich nicht herangezogen werden, es war unerschwinglich, steht nicht in Preislisten von Ende 18. Jahrhundert. Nebenverdienst armer Frauen, sie verkauften den Reicheren Holz, in ihren Häusern mussten sie sich zum Heizen und Kochen mit Alpgestrüpp und Aehnlichem behelfen.

«Allgemeine Klage»

«Fast alles umher sieht von zerstreutem Granit, verwittertem Holz und grau gewordenen Häusern grau aus; man sieht noch etwas Kartoffelbau und kleine Gärtchen». Deren Ertrag reichte nicht aus, um Familien mit vielen Kindern zu ernähren, Kartoffeln mussten hinzu gekauft werden, und die Väter, wenn sie nicht Säumer waren, zogen Jahr um Jahr ennet den Gotthard und buckelten Reis und Mais als Vorrat herüber.

Dieses Grau in Grau steht in eigentümlichem Einklang mit einem Eintrag in derselben Gegend um Wassen: «Allgemeine Klage, dass die Bauern so geldgierig wären», und es sind die Bäuerchen, die er, doch wohl erbittert über ihr elendes Los, in seinen «Briefen aus der Schweiz — Erste Abteilung» beschrieben hat:

«Diese armen Teufel auf den Klippen und Felsen . . . das halbe Jahr von Schnee wie ein Murmeltier gefangen gehalten» und in Häusern mit «Grossen Kieseln und anderen Steinen auf den Dächern, dass ja der Sturm ihnen die traurige Decke nicht vom Kopf wegführe.»

Lassen wir beiseite, dass die Schweizer, die Urner mit ihnen, zu allen Zeiten verrufen waren als geldgierig, lassen wir eben den «armen Teufeln» Gerechtigkeit widerfahren, in jenen Jahren der Missernte, Krisen und Teuerungen, wenn auch nicht verhungert, so doch am Rande des Existenzminimums, am Rande der Strasse auch und am vorüberziehenden Reichtum — in gewissem Sinne noch

heute — erschien ihnen jeder Reisende, nicht mit Lasten beladen, als Bonze. Was Wunder, wenn sie von dem Goldstrom mit einem Schuss Berglerschläue ein Rinnsal für sich abzuzweigen versuchten.

Abseits von der Strasse hätte er in den Tälern auch jene gefunden, die er, der Geheime Rat und Minister 1779, im Wallis so nobel beschrieben: «Je mehr in den Gebirgen die Menschen abgeschnitten und auf die allerersten Bedürfnisse des Lebens zurückgewiesen sind, desto besser, freundlicher, willfähriger, uneigennütziger, gastfreier bei ihrer Armut habe ich sie gefunden».

Die Tiere

Nach dem zweiten Besuch der Jagdmatt-Kapelle, im Oktober zur Jagdzeit, «ward am Wege eine Gemse ausgehauen, bei welcher Gelegenheit man uns die Geschichte eines Jägers erzählte, der einen Mann statt der Gemse erschoss und dem zur Strafe verboten wurde, zehn Jahre lang kein Gewehr zu führen».

Der Advokat Goethe hält nur fest, gibt auch hier kein Urteil ab. Ob es sich um einen Gerichtsfall handelte, der zu eben der Zeit die Gemüter beschäftigte, ist heute schwer festzustellen, die Gerichtsakten seien beim Brand von 1799 verbrannt.

Ein Jagdglück, wie es heute noch vorkommen kann, in der Dämmerung nimmt ein Jäger eine verstohlene Bewegung wahr, er zielt und trifft einen Menschen. Milde und verständnisvoll scheint das Urteil für jene Zeit, die noch die Todesstrafe kannte, streng genug aber für einen Bergler, der auf Jagd ging zum Lebensunterhalt und nicht zum Sport, vergleichbar mit dem heutigen Entzug der Fahrbewilligung: Zehn Jahre für ein Menschenleben.

«Gemsen kommen noch öfters vor», der Satz gilt noch, sie sind geschützt, die Gemsjagd streng reglementiert. «... auch Murmeltiere, wovon wir mehrere in Hospital sahen, die noch im Fell an der Luft trockneten»; zwar hingen sie nicht im Freien zum Trocknen, vielmehr weil sie stark nach Erde riechen, ein muffiger Gestank; auch weil die Temperatur zur Zeit der Hochwildjagd im Urserental schon recht tief sinkt, das Fett gerinnt und lässt sich besser, sauberer vom Fell trennen; zudem hing man die Beute zur Schau, als

Angebot, Murmelfett wurde und wird zu Medizinalzwecken gekauft, man salbt gegen vielerlei Leiden, Rheuma und Mumps, man trank es, zu Oel geschmolzen.

Eine «Schwalbenversammlung auf der Wiese» hat er gesehen, von Flüelen nach Altdorf wandernd; Schwalben, sich am Boden versammelnd, bieten ein seltsames Bild, doch wissen die Zoologen, dass sie sich auch im Schilf niederlassen, vielleicht aber sassen sie auf Umzäunungen, ausruhend auf dem Flug nach Süden. Da Goethes Gedanken auf jenem Weg gegen Altdorf um Tiere kreisten, fiel ihm ein: «Kleine Vögel werden unzählig in Schlingen gefangen.» Schon im Urserental hat er beobachtet: «Schnee, der die Vögel in die Schlingen treibt...». Ob es Nachzügler jener Schwälbchen waren auf der Wiese bei Altdorf?

Der Vogelfang war einst gang und gäbe, das vorrevolutionäre Jagdgesetz setzte lediglich eine Schonzeit fest, «von der alten Fastnacht bis den ersten Tag Heumonats», da war das Fangen jeder Art von Geflügel verboten. Erst in unserm Jahrhundert verboten Jagdschutzgesetze den Vogelfang endgültig und energisch.

Im Satz «... den kleinen Vögeln in den Schlingen folgend...» schreibt Goethe genüsslich: «In Altdorf verzehrten wir ein gutes und wohl bereitetes Berghuhn».

Die Maultierzüge

sind fast allgegenwärtig auf den drei Reisen, und es verwundert nicht. Ueber neuntausend Saumtiere sollen jährlich unterwegs gewesen sein, sie trugen gegen 20 000 Ballen, Fässer, Kisten her- und hinüber, sie machten sich bemerkbar mit ihren Schellen.

«Das Geräusch des Wasserfalls, der Saumrosse Klingeln» hört er im Tagebuch 1775, es klingt noch lustig; und im November 1779, den Gotthard hinaufsteigend: «Ein grosser Zug von Mauleseln machte mit seinen Glocken die ganze Gegend lebendig. Es ist ein Ton, der alle Bergerinnerungen rege macht», und es klingt noch erfreut. Dann aber steigt Missmut auf ob des ungleichmässigen Schrittes der Maultierzüge, ihrer breiten, den schmalen Saumpfad ausfüllenden Lasten und der dem Wanderer hieraus entstehenden Beschwerden.

Die Maultierzüge müssen Goethe zum wahren Albdruck geworden sein, in *Wilhelm Meister* nimmt er in Lenardos Tagebuch das Thema auf, da wurde er «schon vor Tagesanbruch aus erquicklichem Schlaf durch ein andauerndes Schellen- und Glockengeläute zu meinem grossen Verdruss aufgeweckt. Eine grosse Reihe Saumrosse zog vorbei, eh ich mich hätte ankleiden und ihnen zuvor eilen können. Nun erfuhr ich auch, meinen Weg antretend, gar bald, wie unangenehm und verdriesslich solche Gesellschaft sei. Das monotone Geläute betäubt die Ohren, das zu beiden Seiten weit über die Tiere hinausreichende Gepäck (sie trugen diesmal grosse Säcke Baumwolle) streift bald einerseits an die Felsen, und wenn das Tier, um dieses zu vermeiden, sich gegen die andere Seite zieht, so schwebt die Last über dem Abgrund, dem Zuschauer Sorge und Schwindel erregend, und was das Schlimmste ist, in beiden bleibt man gehindert, an ihnen vorbeizuschleichen und den Vortritt zu gewinnen.»

Welch kostbare Ueberlieferung eines Gotthardüberganges mit den Maultieren.

Vom Passverkehr ist Goethe kaum etwas entgangen. Von der Last eines Maultieres wusste er genau: «Die Ballen waren bequemern Ladens wegen teils anderthalb, teils drei Centner schwer, welches letztere die volle Last eines Saumtieres ausmacht», diese drei Centner waren ein Saum, der Treiber der Säumer.

Die Kuhherden

Auch sie kehren immer wieder als Begleitmotiv der Wanderung, als Geschichte von deren Alpenübergang, zugleich als Bestandteil der Volkswirtschaft vermerkt.

Es fängt 1797 schon kurz nach Beginn der Reise an, in Hütten bei einem Landrichter und dem Medicus und Chirurgus Bär; man sprach nicht etwa von Literatur, Philosophie, Juristerei oder Medizin, sprach von der jährlichen Ausfuhr der Kühe nach Italien, «etwa dreitausend, höchstens fünfjährige, das Stück von zehn zu sechzehn Louisdor»; ein Louisdor war damals etwa Fr. 20.—; heute kostet eine fünfjährige Kuh zwei- bis viertausend Franken.

«Wir sahen Kühe zu ihrer Reise über den Gotthard beschlagen» auf dem Weg von Schwyz nach Brunnen, es war doch schon Oktober und Schnee und Eis auf 2000 m des Gotthards vor auszusehen. Zwei spitze Eisen wurden in die Klauen getrieben, und mühselig, beängstigend muss der Weg für die schwerfälligen Tiere gewesen sein, wenn doch Goethe schon die weggewohnten und wendigen Maultiere 1779 im November auf dem Eis stürzen sah. Unbekannt ist die Zahl der abgestürzten Kühe, beim Aufstieg weniger als beim Abstieg; da mochte ein Tier schliddern und, dicht aufgeschlossen, wie sie gingen, andere mitreissen in den Abgrund.

Goethe hört später, die Schöllenen hinabsteigend, vom Tal herauf den Ton des Kühhornes, dieses im Aussehen einem kleinen Pulverhorn gleich, aus dem Horn von Ochsen gemacht, und es war das Signal der Treiber; sie trugen es umgehängt, es mochte einer an der Spitze, einer in der Mitte und einer am Ende der Herde gehen, und wenn Unvorhergesehenes, Schlimmes geschah, wurde «parti» (faire part?) gegeben. Ein Signal von Mensch zu Mensch, die Tiere selbst wurden mit dem hellen Juchzen der Bergler und dem Singsang des «Sässäsä Lobä sässä» gelockt.

Auf dem See zwischen Brunnen und Flüelen «begegneten uns Schiffe, welche Vieh transportiert hatten», vielleicht waren es jene, die dann gesehen wurden hinter Flüelen auf schönen Wiesen rastend, oder anderntags gegen Erstfeld hin, wiederum «Rastende Kühe auf der Weide... sechzehn Stück kosten ungefähr einen Louisdor des Tages», da war der Preis für das Weiderecht behördlich festgelegt, wie alles, was in diesem Passtaat Uri das Passwesen betraf.

In Altdorf, wir haben ihn schon vernommen, den «Ton der grossen Glocke der läutenden Kühe», und Kühe wurden durchgetrieben am Sonntag früh. Die Leute, auch davon wird berichtet, trugen kleine hölzerne Gefässe, die Tiere einige Melkstühle, denn die Leute nähren sich unterwegs von der Milch. Die Kuhherden kamen langsam vorwärts, kaum mehr als vier bis sechs Stunden im Tag, sie mussten gefüttert und gewartet werden; der Uebergang von Flüelen bis Giubiasco dauerte acht Tage.

Es war in jenen Oktobertagen «eben die Zeit des Bellenzer Marktes und die Strasse des Gotthards war mit Zügen schönen

Viehes belebt», schreibt er dem Herzog von Weimar, «es mögen diesmal wohl an viertausend Stück, deren jedes hier im Lande zehn bis fünfzehn Louisdor gilt, hinübergetrieben worden sein. Die Kosten des Transports aufs Stück sind ungefähr fünf Laubtaler, geht es gut, so gewinnt man aufs Stück zwei Louisdor gegen den Einkaufspreis und also, die Kosten abgezogen, drei Laubtaler. Man denke, welche ungeheure Summe also in diesen Tagen ins Land kommt.»

Mist für ein Rittergut, verstreut und verderbt

In Schwaben hat Goethe angewidert da und dort Mist auf den Dorfstrassen gesehen, und verwunderlich ist, dass er ihn den Gott-hard hinan nur einmal, um Andermatt, vermerkt. In einem Brief an den Herzog ist es gar «Mist für ein Herzogtum», wohl in Gedanken an das damals spärlich gedüngte Herzogtum von Weimar und Eisenach.

Der Mist, Exkreme der 4000 Kühe, der 9000 Saumtiere, der Schafherden aus dem Süden, der einheimischen Ziegen, oft fuss-hoch auf dem Pfad, in den Dörfern, erst recht an den Umlade-stellen, wenn Regen hinzukam, eine grausliche Brühe.

Dieser Mist war die Sorge der Behörden, Anlass zu Klagen der Reisenden und der Anwohner, die schier nicht zu bewältigende Aufgabe der Wegknechte.

Da Goethe im Urserental die «übermässige Düngung der Matten» tadelt, waren es gewiss eben die Wegknechte, die mehrere Fuder von der Strasse hinausschaulen und nicht daran dachten, schon gar nicht die Zeit dazu hatten, den Mist fachgerecht zu verzetteln.

Der Urserner-Käse

«Schon war alle Mühe vergessen, der Appetit stellte sich ein», in den *Drei Königen*, an der Einmündung des Oberalp-Passes «an der Matte», haben sie sicher Urserner Käse gegessen.

Dieser wird zwar auf der dritten Reise nicht erwähnt, nur ein

Schlitten mit Käse fährt durch den Schmutz, ein Hornschlitten vermutlich, Käse von der bereits verschneiten Alp-Sennerei abfahrend.

Von dem Urserner Käse aber schreibt Goethe 1775 «an der Matte trefflicher Käse», in *Dichtung und Wahrheit* ausführend «An der Matte fand sich der berühmte Urserner Käse», und im November 1779: «Unser Weg ging nunmehr durchs Ursernertal . . . es werden hier Käse gemacht, denen ich besonderen Vorzug gebe», und auf dieses Urteil ist Verlass. Vieleser und Feinschmecker, hat er auf jener zweiten Reise kreuz und quer durch die Schweiz in vielen Käse-Gegenden einkehrend von Käse- und Wein-Imbissen geschrieben, nie sonst eine Sorte besonders gerühmt.

Diesen Ruhm bestätigt Gabriel Walser (1765) auf seiner Landkarte, die Berge wie Zuckerstöcke zeichnend, mit seiner Legende beim Urserental:

«In diesem Thal, das auf beiden Seiten mit hohen steilen Felsen und Eisbergen eingeschlossen ist, wächst ohne einige menschliche Cultur ein sehr fettes Gras und wird allhier der fette und delicate Urseler Käs der wegen seiner Fettigkeit wie der Butter auf dem Brod kan verstrichen werden, gemacht.»

Der Käse war wegen dieses hohen Fettgehaltes nicht sehr haltbar und deshalb nicht zum grossen Export geeignet.

Die Nussbäume

«Wir kamen in die Region der Nussbäume», das muss, vom Gott hard herabsteigend, in Ried ob Amsteg gewesen sein, ziemlich genau auf 800 m Höhe, Grenze von deren Wachstum. Es gibt dort auch noch Kirsch-, Birn- und Apfelbäume, kleiner mögen die Früchte sein als anderswo, aber nirgends schmackhafter, verwunderlich genug, dass sie an den rauhen Hängen gedeihen. Das macht der Föhn.

Ueberall auf dieser Reise, in allen den Landschaften, auch auf seinen früheren Reisen, sieht Goethe Nussbäume, natürlich auch übriges Obst, aber Nussbäume am meisten.

Fielen sie ihm besonders ins Auge ihrer schönen Form, ihres hellen Blattwerkes wegen und weil sie fast immer allein, als Wahr-

zeichen einer Gegend stehen? Oder weil der Nussbaum dem Zeus heilig war? Oder wusste er von dessen Bedeutung, in Berggegenden besonders, in diesem Tal hauptsächlich? Man kennt die Heilkräfte in den Nussbaumblättern, den grünen Schalen, Zaubermächte kommen hinzu und Aberglaube umgibt ihn. Die Nüsse selbst waren wichtiges Nahrungsmittel, Ersatz für das viel zu teure Brot, man presste Oel aus zum «Lichten», für die Lampen, machte aus den Rückständen einen Oelresterkuchen als Brotersatz, er wurde in den Handel gebracht. Ein Pfund Nussbrot kostete zu jener Zeit etwa 6 Groschen (zweimal den Weg der holztragenden Weiber); ohnehin war eh und je Nussbaumholz zum Zimmern der Möbel gesucht, oder man verkaufte es.

Einst war es üblich, dass der Pate als Taufgeschenk für den Täufling einen Nussbaum pflanzte, sei's auf dem Eigen, sei's auf der Allmend.

Gestein

Goethe sei auf dem Weg zum Gotthard hinan keine Gesteinsart entgangen, so meint man, und doch, den Gotthard-Serpentin hat er nicht gesehen. Nur auf dem Weg von Einsiedeln nach Schwyz, Freitag, 29. September 1797, sieht er im Bachbett der Alp: «Sie bringt meist Kalk, wenig Sandstein, einige Stücke sehr festen und serpentinarartigen Gesteines», und in seinen Abhandlungen über *Mineralogie und Geologie* unter *Serpentin und Pechstein*: «Dass in der Gegend von Einsiedel Serpentin vorkommt, dass derselbst auch einigermassen benutzt wurde, war bekannt, wie denn die Umfassung des Kreuzbrunnens daraus gearbeitet worden; dass er also mit dem Urgebirg in einem unmittelbaren Zusammenhang stehen müsse, liesse sich schliessen.»

Es verwundert, kränkt sogar, er erwähnt unsern schönen Gotthard-Serpentin nicht! Ein Geologe belehrte, Serpentin mache allenfalls 6 Prozent des Massives aus, und es sei durchaus möglich, dass er zu jener Zeit der Strasse entlang nicht sichtbar war und erst durch die späteren Erdbewegungen hervortrat.

Dem steht gegenüber, dass Serpentin schon zu seiner Zeit ver-

arbeitet wurde, auch zu Oefen; einer steht im Hotel «Stern und Post» in Amsteg, datiert von 1789, Goethe müsste ihn gesehen haben, als er dort mit Meyer speiste.

Erheiternder Zufall: die Tafel am Hotel «Drei Könige» in Andermatt, auf Goethes Besuch hinweisend, ist aus schönstem grünlichem Gotthard-Serpentin!

Die Mineralien

Von «mineralischen Moden» erzählt die Köchin auf dem Gotthard-Hospiz 1797. «Zuerst fragte man nach Quarzkristallen, dann nach Feldspäten, darauf nach Adularien [die zwar kristallografisch auch als Feldspat gelten] und jetzt nach roten Schörln [Titanit]».

Zuerst Kristallquarze; die Glasklaren wurden seit dem Mittelalter gebrochen und nach Mailand verkauft zu gewerblichen Zwecken, dort geschliffen, verarbeitet zu Leuchtern, Monstranzen, in Kreuze und andere Zierarten gefasst.

Den Wegen entlang blieben Klüfte mit Feldspäten und Titanit und den später geschätzten anderen mineralischen Kostbarkeiten.

Ende 17. Jahrhundert schreibt ein pilgernder Franziskaner-Broder «underwegs haben wir vill bergcrystall angetroffen sonderlich gegen Wasen», da schlägt dem Kristall-Liebhaber das Herz höher. Heute finden sie sich nur noch hoch oben in den Felsen, den unzugänglichen Höhlen, Auswärtige kamen einst in Scharen und beuteten aus, sie müssen sich jetzt Schutzvorschriften fügen, die auch für die Einheimischen gelten.

Die eigentliche «Cristall»-Mode begann wohl zu Beginn des 18. Jahrhunderts. J.J. Scheuchzer schreibt 1705 von Kristallen in der Naturalien-Kammer der Königlich Englischen Gesellschaft und nach seiner, des frommen Mannes Meinung gilt: «So wohl der gemeinlich sechseckichte als dieser verschrenkt-würffliche Cristallen weist dahin: dass der allmächtige Gott dero kleinsten uns Menschen unsichtbaren Anfängen oder ursprünglichen Theilchen . . . gegeben habe: nachdem aber gleich Anfangs der Erschaffung oder bey Erneuerung der Erden-Welt in der Sündfluth die hin und wieder gelegene, und nach den Gesätzen der Bewegung in Fluss gebrachte,

gleichförmige Bewegung der Materi solche von Gott gestaltete Theilchen angetroffen hat sie sich ihnen angehenckt, gleiche Figur behalten und an sich genommen.»

Es gehörte in jener Zeit fast zum guten Ton, Kristall-Liebhaber zu sein, Goethe war es auf seinen Schweizerreisen erst 1797; in Wassen zeigte 1775 der Wirt «schöne Kristalle vor, ich war aber damals so entfernt von solchen Naturstudien, dass ich mich nicht einmal für den geringen Preis mit diesen Bergerzeugnissen beschweren mochte.»

Von der dritten Reise, nach Stäfa zurückgekehrt, schreibt er dem Geheimrat Voigt: «Dass wir auf unserer Reise brav Steine geklopft haben, können Sie sich denken... unter mehreren bekannten Dingen bringe ich auch einige seltene und vorzügliche Sachen mit.»

Wir glauben ihm, er hat in Klüften am Wegrand noch *mehrere bekannte Dinge* gefunden, sicher aber hat er auch welche hinzu gekauft, vorerst bei der Köchin im Hospiz, dann bei dem Spezereihändler Carl Andreas Christen..., «wollte man ihm schreiben, so müsste man nicht versäumen Urseren Andermatt auf die Adresse zu setzen.»

IV. Teil Andere Beobachtungen

Das Livinental Goethes und ein Abschnitt Schweizer Geschichte

«Den 22. [juni 1775] halb vier Uhr verliessen wir unsere Herberge, um aus dem glatten Urserner Tal ins steinichte Livinental einzutreten» (Dichtung und Wahrheit).

Für uns Heutige befindet sich das Livinental, die Leventina, im Tessental, von Airolo bis Biasca, mit Faido als Hauptort, nirgends sonst, also lag der Gedanke nahe: Hier irrt Goethe.

Er irrte nicht. Uri, einst zielstrebige Passpolitik betreibend, schloss im Bund mit Schwyz und Unterwalden ein ewiges Landrecht mit Livinen, dem nicht ohne Kämpfe von Mailand abgefallenen

Tal, eroberte später unter Zuzug der anderen Eidgenossen den übrigen Teil des heutigen Kantons Tessin; Livinen selbst reichte über die Passhöhe hinunter bis zum Brüggwaldboden, unweit Hospental. Seit das Tessin selbständiger Kanton ist, lappt seine Grenze über die Gotthard-Passhöhe bis nördlich vom Campo dei Morti. Livinen als Name zog sich zurück auf eben jenes Teilstück im Tessental.

«Drachennester» in Dichtung und Wahrheit und Tagebuch 1775

Den Gotthard hinan, unterhalb dem Campo dei Morti, «kostete es der Einbildungskraft nicht viel, sich Drachennester in den Klüften zu denken», nordische Einbildungskraft. Die Urner kennen in ihren Sagen keine Drachen, allenfalls ein drachenähnliches Ungeheuer, den Griess, Seuchen bringend, jedoch ohne Wohnsitz im Tal. Sie kennen auch keine Feen, Trolle, Heinzelmännchen, ihre Spukgestalten, Geister und Gespenster sind aus dem Zwischenreich des Alltags und dem Magischen geboren, Unzahl, eine kaum zu überblickende Nomenklatur, alle dem ES untergeordnet.

Die Tell-Lokalitäten

Bei einem Tischgespräch im Mai 1827 bemerkte Eckermann, die prächtige Beschreibung des Sonnenaufganges in der ersten Scene zum zweiten Teil des Faust sei aus der Erinnerung der Natureindrücke um den Vierwaldstättersee entstanden, und Goethe antwortet: «...Das ist aber auch alles, was ich aus dem Golde meiner Tell-Lokalitäten mir gemünzt habe.»

Zum Rütli, zur berühmtesten aller Waldwiesen, der Wiege unserer Freiheit, ist Goethe weder 1775 noch 1797 aufgestiegen. Vermutlich hielten Handels- und Verkehrsschiffe nicht an, eine Anlegestelle war wohl vorhanden, ein Weg führte und führt noch immer in einer Viertelstunde den Wald hinauf.

Er hat also das «Freiheits-Grütli» nur vom See her gesehen, wie schade. Ihn hätten, abgesehen von der Historie der Stätte, die geologische Augenweide von dem Berg-Panorama und bis zu seinen

geliebten Mythen gefreut, und ergötzt hätten ihn die Wasserspiele der drei Quellen im Wald darüber, jede hat den Namen eines der Urkantoe, kristallklar über Steine zwischen Bemoostem herabsprudelnd, sich vereinend kurz ob der Wiese; er hätte, wie es die Besucher vom Rütli alle tun, mit der hohlen Hand das kühle Wasser geschöpft und getrunken, unbekannt, ob das Wasser Freiheits-Kräfte vermittelt.

Sicher ist, und im *Kunstführer durch die Schweiz* wird es festgehalten dass der Rütli-rapport von General Guisan den Widerstandswillen der Schweizer gestärkt hat; die Gegner und Deutschfreundlichen nannten diesen Rapport «das Greisengemurmel an der eidgenössischen Klagemauer.»

Das Blockbau-Wirtshaus stand zu Goethes Zeit schon in der Waldecke, kein anderer Bau ist hinzugekommen; auf einem Granitblock wurden Bronzereliefbilder eingelassen zum Andenken an den Dichter J. G. Krauer und den Komponisten J. Greith, kein Mensch kennt mehr ihre Namen: sie schufen das *Rütli-lied*, dessen Pathos uns heute peinlich ist, es beginnt mit «Von ferne sei herzlich gegrüsst, du stilles Gelände am See». Es wurde — wird es noch? — bei der An- und Abfahrt auf der Wiese oben von Schulklassen und Vereinen gesungen, wie das «Ich weiss nicht was soll es bedeuten» beim Rheinfelsen.

Die Rütliwiese ist unberührt geblieben und, durch Subskription Ende letzten Jahrhunderts angekauft, zum Nationalgut erklärt, gehört sie auf immer der Schweizer Jugend.

Rüdli, von Reutte, heisst es im Weissen Buch von Sarnen (1470), im 18. Jahrhundert *Grütli*, auch *Grüttli*, heute noch gibt es in der französischen Schweiz viele Cafés *Gruetli*; sonst jedoch bleibt wohl endgültig *Rütli*.

Von der Tellskapelle an wird weder im Tagebuch noch in Briefen die Tellsage erwähnt und was als Oertlichkeiten in Schillers Drama dann zu ihr gehörte:

Der Bannwald ob Altdorf nicht, der doch Stoff gab zu dem bewegenden Gespräch zwischen Vater und Knabe Tell. Im Urserental nur «erhob sich ein Fichtenwäldchen heilig geachtet, weil es die am Fusse Angesiedelten vor höher herabrollenden Schneelawinen schützt» (*Dichtung und Wahrheit*). Dieses Heilig-Geachtete

— der älteste Bannwald wird 1288 über Flüelen erwähnt, von dort und der Gotthardstrasse entlang hinauf waren es deren achtundzwanzig — einst zum Magischen gehörend, später übergeführt in unser Forstgesetz, steht wohl einzig da im weiten Umkreis, ein erster, grosser Umweltschutz.

Erwähnt wird auch nicht der mittelalterliche Wohnturm auf dem Dorfplatz in Altdorf, Goethe konnte ihn nicht übersehen, damals noch ringsum bemalt von Püntener. Auf der Seite zur Strasse hin blieb das Kolossalgemälde erhalten, in der Mitte die Figuren und Geschehen um die Tellsage, von korinthischen Säulen, Atlanten und Jungfrauen mit Füllhörnern, Putten und Wasserspeiern umgeben; der gute Püntener wand barocke Allegorien und höfische Fülle um die Sagen im Lande Uri. Anfangs 19. Jahrhundert restauriert und mit Haube versehen, bildet der Turm jetzt Hintergrund zum berühmten Telldenkmale von Kissling, auf dessen Sockel das Schillerzitat zu lesen ist:

Erzählen wird man von dem Schützen Tell
Solang die Berge steh'n auf ihrem Grunde.

Uebersehen hat Goethe auch den Tell-Brunnen, elf Jahre zuvor von dem Bildhauer Giuseppe Croce geschaffen, ein italienisch barocker und schmucker Tell mit Baret, Wams und geschlitzten Oberärmeln, Pumphosen und Kniestrümpfen, die Armbrust in den gewinkelten rechten Arm gesteckt; an sein Knie gelehnt der Knabe Tell, ein Bübchen zart, gelockt, den Apfel, vom Pfeil durchbohrt, in der Hand.

Seit 1891 steht er auf neuem Sockel und auf dem Kirchplatz in Bürglen mit einem Spruch, der nicht Goethes Ansicht entspricht, da er doch den Schuss auf den Tyrannen eindeutig als Meuchelmord gesehen hat:

«Wie hat uns Tell befreit
Durch Mut und Biederkeit
Thu Schweizer deine Pflicht
Dann stirbt die Freiheit nicht!»

Zugegeben, Turmmalerei und Brunnen gehörten zum Lokalkolorit und nicht zur eigentlichen Sage; zu ihr aber gehörte auf der Wanderung «zwischen Matten» und über «breite klare Quelle», dem Schächen, das linkerhand liegende Bürglen; dort hat der Sage nach Tell gewohnt und anstelle von seinem Haus neben der Kirche steht seit dem 16. Jahrhundert eine Kapelle, ausgemalt (und schön renoviert) mit quadratischen, vornehmlich in den Urner Farben gelb und schwarz gehaltenen Szenenbildern aus Tells Leben von

«nu war ze Bürglen in Ure ein Redlicher man
hiess der Däll und hatt hübsche Kind» — bis zu
«nu war ein gross Wild Wasser in dem
Schächen also dass der Däll ein Kindt
us not redtende darin des Tods vertranck.»

Unfern steht das Tell-Museum mit interessanten und amüsanten Dokumenten, früheren Tell-Dichtungen und Bildern.

Nicht einmal erwähnt wird die Ruine Zwing Uri auf dem zur Reuss vorgeschobenen Hügel gegen Amsteg hin; Schiller hat sie, den Bau der Burg, nach Altdorf versetzt, doch steht im Weissen Buch von Sarnen «nun hatte derselbe Herr einen Turm angefangen unter Steeg», weshalb die Steger und doch wohl mit gutem Recht die Ruinen auf dem Hügel für sich beanspruchten und die immer mehr verwitternden und zerfallenden Mauerüberreste erhielten, erhöhten; der Platz scheint durchaus gegeben für die Burg als Beobachtungs- oder Zoll-Einnahmeposten eines Landvogtes; der alte Passweg zwängt sich zwischen Bergwand und Hügel durch die Senke.

Wilhelm Tell bei Goethe und Schiller und als Sagengestalt im Lande Uri

In seinem 1777 erschienenen Reisebuch *Ueber das Interessanteste in der Schweiz* schreibt J. H. Ulrich, die Tellsage biete so reichhaltigen Stoff zu einem unvergleichlichen Schauspiel wie Brutus oder Götz von Berlichingen, «freilich müsste ein Lessing oder ein Göthe das Sujet bearbeiten!» Bestimmt wusste Ulrich, das hatte

sich doch herumgesprochen, Goethe war zwei Jahre vorher durch die Waldstätte gewandert.

Goethes Tagebuch-Notizen von jener Reise lassen aber noch keineswegs auf irgendwelches Ergriffensein vom Thema schliessen: «Gegen zwey dem Grüdli über wo die 3 Tellen schwuren darauf an der Tellen Platte wo Tell aussprang. Darauf 3 Uhr in Flüely wo er eingeschifft ward. 4 Uhr in Altdorf, wo er den Apfel abschoss.»

In *Dichtung und Wahrheit* fügt er bei: «An diesem poetischen Faden schlingt man sich billig durch das Labyrinth dieser Felsenwände, die . . . uns nichts zu sagen haben. Sie, die Unerschütterlichen stehen so ruhig da wie die Coulissen eines Theaters: Glück oder Unglück, Lust oder Trauer ist bloss den Personen zgedacht, die heute auf dem Zettel stehen», und dies kann auf seinen damaligen Zustand des zwiespältigen Verlöbnisses mit Lili Schönemann anspielen, so gut wie als Motto gelten für sein Erlebnis der Gebirgswelt überhaupt; kann aber, rück- und die Jahre überblickend, auch hinweisen auf die spätere Absicht, die Tellsage vor diese Kulissen zu stellen.

Die Absicht wird zum fest umrissenen Plan, als er 1797 mit seinem Freund Meyer, dem mit Schweizer Geschichte und Verhältnissen Vertrauten, die *kleinen Kantone* durchwandert und die Landschaft ihn erneut fesselt; noch im Mai 1827 spricht er von ihr und der Verlockung, «diese unvergleichliche Landschaft in einem Gedicht darzustellen, und um diese Darstellung zu beleben, den höchst bedeutenden Grund und Boden mit ebenso bedeutenden Figuren zu staffieren, wo denn die Sage vom Tell mir als sehr erwünscht zustatten kam.» (In *Eckermanns Gesprächen mit Goethe*, ihnen sind auch die folgenden Zitate entnommen.)

Zugleich war auf jener Reise die eingehende Beschäftigung mit dem Thema eine innere Flucht, Ablenkung von der schmerzlichen Nachricht vom Tod Christiane Becker-Neumanns.

Die Landschaft war demnach am Anfang der Idee, er beobachtet, schreibt es in keinem Berichte, allenfalls finden sich Unterlagen in *Akten und Faszikel* geheftet, er liest, nach Stäfa zurückgekehrt, Aegidius Tschudi, er schreibt Schiller: «Ich bin fast überzeugt, dass die Fabel vom Tell sich werde episch behandeln lassen, und es würde dabei, wenn es mir, wie ich vorhabe, gelingt, der sonder-

bare Fall eintreten, dass das Märchen durch die Poesie erst zu seiner vollkommenen Wahrheit gelangt, anstatt, dass man sonst, um etwas zu leisten, die Geschichte zur Fabel machen muss.»

Er hat das Thema Schiller überlassen, und «Was in seinem 'Tell' von Schweizer Lokalität ist, habe ich ihm alles erzählt, aber er war ein so bewundernswürdiger Geist, dass er selbst nach solchen Erzählungen etwas machen konnte, das Realität hatte. . . . Wenn ich bedenke, wie Schiller die Ueberlieferung studierte, was er sich für Mühe mit der Schweiz gab».

Das Werk wurde von den beiden Freunden durchgesprochen, bei der Apfelschuss-Szene entsinnt Goethe sich: «Was ich mit ihm für Not hatte, wo er geradezu den Gessler einen Apfel vom Baum brechen lassen wollte. Dies war nun ganz gegen meine Natur, und ich überredete ihn, die Grausamkeit doch wenigstens dadurch zu motivieren, dass er Tells Knaben mit der Geschicklichkeit seines Vaters gegen den Landvogt grosstun lasse, indem er sagt, dass er wohl auf hundert Schritte einen Apfel vom Baum schiesse. Schiller wollte anfänglich nicht daran, aber er gab doch endlich meinen Vorstellungen und Bitten nach und machte es so, wie ich ihm geraten.»

Auch über Tells Schuss auf Gessler mögen sie debattiert haben. Schiller übernahm von Goethe nicht die Meinung von jenem «der ganzen Welt als heroisch-patriotisch-rühmlich geltenden Meuchelmord». Er hat nichts unterlassen, um den Tyrannenmord aufzubauen, von allen Seiten zu untermauern und zu legitimieren mit Gesslers Härte und bis zum Höhepunkt der Grausam- und Erbarmungslosigkeit Armgart und deren Kindern gegenüber, dass der Pfeil ihn fast als Gottes Gericht durchbohrt.

In der zweiten Szene des fünften Aufzuges, Szene, die von den meisten Regisseuren gestrichen, deren Wichtigkeit von ihnen nicht anerkannt wird, setzt Schiller noch einmal den Tyrannenmord gegen den Meuchelmord Parricidas, den Vaternmord und den Kaisermord mit

« . . . Unglücklicher!

Darfst du der Ehrsucht blutige Schuld vermengen
Mit der gerechten Notwehr eines Vaters?

Hast du der Kinder liebes Haupt verteidigt?
des Herdes Heiligtum beschützt? das Schrecklichste,
Das letzte von den Deinen abgewehrt?
— Zum Himmel heb' ich meine reinen Hände,
Verfluche dich und deine Tat — Gerächt
Hab' ich die heilige Natur, die d u
Geschändet. — Nichts teil' ich mit dir — Gemordet
hast d u , ich hab' mein Teuerstes verteidigt.»

Tell selbst sieht sich nach Schiller nicht als Freiheits-Held, erst später in der Schluss-Szene strömt das Volk herbei mit Frohlocken «Es lebe Tell! Der Schütze und Erretter!»

Ueber diese Szene gibt Eckermann, einstiges Armeleutkind, doch durch und durch fürstentreu, seine Verwunderung, wenn nicht Empörung zu erkennen, «wie Schiller den Fehler habe machen können, seinen Helden durch das unedle Benehmen gegen den flüchtenden Herzog von Schwaben so herabsinken zu lassen, indem er über diesen ein hartes Gericht hält, während er sich selbst mit seiner eigenen Tat brüstet»

Das Thema hat Goethe immer wieder beschäftigt, selbst nach Schillers Tod erwägt er erneut, den Stoff in seiner Absicht zu gestalten, andere Vorhaben aber schienen vordringlicher; wir sind ohne Goethes Tell geblieben, dessen Gessler er sich «zwar als einen Tyrannen, aber als einen von der behaglichen Sorte» (man denkt an Pünteners Bild von Gessler in der Tellskapelle bzw. im Schösschen A Pro) vorstellt: «Das Höhere und Bessere der menschlichen Natur hatte ich den bekannten edlen Männern Walther Fürst, Stauffacher, Winkelried [Verwechslung mit Melchtal], welche die Entwicklung förderten», vorbehalten. Tell aber sah er «als urkräftigen, in sich selbst zufriedenen, kindisch-unbewussten Heldenmenschen, der als Lastenträger die Kantone durchwandert», ein Innerschweizer Christophorus, ähnlich jenem, der in *Wilhelm Meisters Wanderjahren* Lenardo auf seiner Bergwanderung begleitet.

Tell als Heldenmensch, er kann nicht anders als gross und kräftig gewachsen sein. Im Reusstal aber, wir haben es schon gehört, begegnete man einem knorrigen Völkchen, und nach Zschokke mehrheitlich hageren unansehnlichen Gestalten.

Tells Kraftgestalt wäre demnach Wunschbild der Dichter, der Talleute von Uri, von uns auch, wenn ja, wenn Tell nicht aus Bürglen, aus dem Schächental gewesen wäre; die Schächentaler jedoch, immer nach Zschokke, waren von Uri «der schönste Menschenschlag, blühende, zuweilen herkulische Jünglingsgestalten — Jungfrauen von junonischer Schönheit».

Eduard Renner aber schreibt in seinem «Goldenen Ring über Uri» begeistert von Goethes Interpretation unseres Nationalhelden, und dass er ihn «als Feger und Säumer, als göttlichen Knecht an dieser (Gotthard-)Strasse sich dachte. Wie jammerschade aber auch, dass niemand, der seither an die Gestaltung des Tellstoffes herantrat, diesen Gedanken aufgriff. Alle kleben an jener Figur, zu welcher der Zeitgeschmack des Rokoko und die damaligen Schäferspiele den gewaltigen Mann ummodelten und umheckten.

Als ob ein Berufsjäger sich je die Achtung unseres Volkes erringen könnte, und als ob er in dieser Eigenschaft je dazu gekommen wäre, ein Ruder zu führen! Zum guten Schützen konnte aber ein Säumer immer werden, brauchte er doch einen klaren Blick und eine sichere Hand, und wissen wir darüber hinaus, dass hohe Herren die Reise über das Gebirge oft mit grossen Jagden verbunden.»

Da Renner die magischen Kräfte von Licht, Erde und Wasser im Lande Uri deutet, begeistert er sich erneut:

«Ein glänzender Beweis für die Intuition Goethes. Wie ein Wasserdämon steigt Tell auf aus den Fluten des Urnersees zur rettenden Tat. Im Sturm und im rasenden Spiel jener Wellen gelingt ihm die eigene Rettung, und endlich versinkt er wieder als Greis, ein Kind rettend, in den Wellen des Schächens... Er erscheint und verschwindet im Bunde mit Wassern unseres Gebirges.»

Man mag einwenden, Goethe auf diese Weise in den magischen Ring über Uri einzubeziehen, sei doch gar willentlich und weither geholt, immerhin ist für Goethe im Landschaftsbild vom Urnersee bis zu den Seen auf der Gotthard-Passhöhe mit dem Gestein das Wasser stets gegenwärtig, als Ruhendes, Bewegtes, Stürzendes, Stiebendes, Tosendes, als das vielfach Lebende; von dem zum Zuteilen des Wassers als Tells Element ist es ein so grosser Schritt nicht mehr.

In der Auslegung von Tells Gestalt in Uris Sagenkreis wird

Renner dann vorsichtig, ob sie «einzige animistische Personifizierung einer Urkraft» sei oder «magische Figur», er schliesst: «Am besten aber belassen wir Tell im Raum der Geschichte, der wir ihn nicht entreissen möchten.»

Er ist entrissen worden, dieser Wilhelm Tell, und wie. Wenn Goethe ihn auch kindisch-unbewusst, so doch als Heldenmenschen sah, machte Max Frisch den stumpfsinnigen Heuer aus ihm, und Jörg Schneider persifliert ihn vollends in seinem neuen Stück.

Dagegen erscheint die Enttäuschung des gebildeten Zschokke geradezu rührend, da er erfährt, dass die Burg von Küssnacht nie «dem grimmigen Gessler angehört habe, wie man uns jetzt mit Brief und Siegel beweist.» Wie weit er freilich auch gar den Naiven spielt, ist schwer zu sagen, man wusste doch schon damals von der Sage, er klagt: «Es thut einem gläubigen Christen in der That leid, die alten schönen Chroniken, selbst den treuherzigen Tschudi und den ihm nacherzählenden Johannes Müller sogar, nach so langer Zeit endlich des Irrthums geziehen zu sehn. Wer weiss nun, was an all den lieblichen Heldensagen zuletzt ist?» Aber getrost fügt er bei: «Zum Glück bleibt doch wenigstens Schillers Wilhelm Tell wahr; denn das Gute und Schöne ist ewig wahr.»

Schillers Wilhelm Tell, ein heroisches Idealbild, unzeitgemäss, zu Widersprüchen reizend, gewiss, aber eben doch **u n s e r** Wilhelm Tell; wir verdanken ihn Goethe.